

UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUUSTAUSCH

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

DIE AUFNAHME DEUTSCHER DENKER IN UNGARN
ANFÄNGE DER GERMANISCHEN KUNSTENTWICKLUNG
DIE FAUST-ILLUSTRATIONEN MICHAEL ZICHYS

Bulgarien und die Ungarn
Der sechzigjährige Béla Bartók
Altungarische Haustiere
Ungarn in der Mitte des europäischen Geschehens
Vielgesichtige Stadt am Strom
Begegnung der Völker

Gedichte von A. ADY und GY. JUHÁSZ

Bücher- und Presseschau — Ungarisch — Deutsche Gesellschaft

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST — LEIPZIG

UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Oberstudienrat Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Dienstag bis Freitag Nachmittag 4-7.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P. 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VOM TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. d.,
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,

KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

STEFAN VON FAX, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,

TIBOR VON VEREBÉLY, o. ö. Professor der Universität Budapest.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SEKRETÄR:

ELEMÉR V. BUÓCZ, Ministerialreferent.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag.

DIE AUFNAHME DEUTSCHER DENKER IN UNGARN – VON KANT BIS NIETZSCHE* –

VON BÉLA PUKÁNSZKY

Kant und *Nietzsche*, deren Namen ich meinem Vortrag vorangestellt habe, umschliessen den fruchtbarsten und reichsten Abschnitt in der Entwicklung der deutschen Philosophie, in dem diese zur unstreitbaren Weltbedeutung gelangte und die geistige Führung an sich riss. Ihre befruchtende Wirkung auf das philosophische Denken der grossen und kleinen Völker Europas lässt sich auch über den unmittelbaren Einfluss der grossen Gedankensysteme des Idealismus hinaus klar erkennen. Durch den beispiellosen deutschen Aufschwung wird die Philosophie fast überall zur ernstesten Disziplin erhoben, oft zur zentralen Lebenswissenschaft, von der man die Beantwortung und Lösung letzter Fragen des menschlichen Daseins erwartet, zuweilen auch zur nationalen Angelegenheit. Es versteht sich von selbst, dass in dem Zeitabschnitt, den die Namen Kant und Nietzsche abgrenzen, auch die ungarische Philosophie eine beträchtliche Entwicklung durchgemacht und beachtenswerte Fortschritte erzielt hat.

Gewiss wäre die Darstellung dieser Entwicklung, soweit sie mit der Aufnahme der grossen deutschen Denker zusammenhängt, die Darstellung der äusseren Rezeption dieser Denker in Ungarn also, an sich eine reizvolle Aufgabe. Allein sie würde den Rahmen meines bescheidenen Vortrages sprengen, und ich könnte mich dabei nur zu leicht in wenig ergiebige Einzelheiten verirren. Daher sollen aus dieser Rezeptionsgeschichte bloss einige typische Reaktionsformen hervorgehoben werden. Wohl sind sie zum guten Teil durch die Zeitverhältnisse bedingt, aber auch wieder für die ungarische Wesensart kennzeichnend. Vielleicht gelingt es mir durch die Einschränkung des Themas mittelbar auch grundsätzliche Fragen zu erhellen, die sich bei der Untersuchung der neuzeitlichen geistigen Begegnungen von Deutschland und Ungarn ergeben.

* Vorgetragen in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft im Berlin am 21. Januar 1941.

Fortschritt und Festhalten an wohlbewährten Überlieferungen — diese Parole beherrscht die Auseinandersetzungen, die die Aufnahme *Kants* und der kritischen Philosophie begleiten. Man muss sich kurz den Stand und die Pflege der Philosophie in Ungarn gegen Ende des 18. Jahrhunderts vergegenwärtigen, um die besondere Färbung dieses Gegensatzes richtig zu erfassen. Sie kennzeichnet in der zweiten Jahrhunderthälfte ein fieberhaftes Suchen und ein bunter Eklektizismus. Der gewaltige Aufschwung der deutschen Philosophie sowie der ständige Besuch deutscher Universitäten lässt auch in Ungarn den Wunsch nach einem philosophischen Schrifttum von breiterer Wirkung aufkommen. Allein die ungarischen Philosophen haben beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden: es fehlt an einer Kontinuität der Entwicklung und es fehlt an einer für die Philosophie geeigneten Sprache. Die Frage der Sprachpflege und Spracherneuerung war von allgemeinem Interesse, nicht nur ein Problem des philosophischen Schrifttums. Weit bedenklicher war der Mangel an einer fortlaufenden Entwicklung. Vergeblich bemühten sich die philosophischen Schriftsteller bei ihren Versuchen um einen Anschluss an Vorgänger: sie fanden solche entweder überhaupt nicht, oder aber musste sie der Umstand befremden, dass die wenigen Philosophen vollkommen der Vergessenheit anheimfielen und nicht als vollwertige Arbeiter der Literatur galten. In der Tat konnten philosophische Werke in Ungarn bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts kaum auf verständnisvolle Leser rechnen. Allerdings tritt an Stelle dieser Gleichgültigkeit um diese Zeit eine rege Teilnahme an philosophischen Fragen: die ungarischen Schüler von Leibniz und Wolff, die zahlreichen Anhänger der deutschen Popularphilosophie sowie die Vorläufer der französischen Aufklärung stehen bereits inmitten einer gespannt aufhorchenden ungarischen Öffentlichkeit. Freilich ist dieser jähe Aufschwung wurzellos und kann nur an bescheidene heimische Überlieferung anknüpfen.

Die Philosophie vermochte in Ungarn schon deshalb nicht in breiteren Schichten Wurzeln zu fassen, weil ihre berufenen Pfleger, die Schulen, ihrer Aufgabe in dieser Hinsicht nur in geringem Masse nachkamen. Sie standen entweder unter protestantischer oder katholischer, jedenfalls aber unter kirchlicher Leitung. Die Kirchen aber hüteten sorgsam ihre Überlieferungen und empfingen jede Lehre, die sich diesen nicht anpasste, mit Befremden und Zurückhaltung. Dennoch gab es einen wesentlichen Unterschied zwischen den Schulen der beiden Kirchen: für die katholischen Schulen waren die Verbotsverordnungen

des Hofes massgebend, so dass in diesen die Verbreitung jeder neuen, für die Kirche gefährlichen Lehre schon im Keim erstickt werden konnte. Daher waren die leidenschaftlichen Ausfälle ungarischer Jesuiten etwa gegen die Anhänger des Atheismus von rein theoretischer Bedeutung. Sie hatten sich nicht gegen die Atheisten zu wehren, da diese den katolischen Schulen durch behördliche Massnahmen ferngehalten wurden. In den protestantischen Schulen dagegen musste der Kampf gegen jede neue und gefährliche Lehre mit geistigen Waffen aufgenommen werden; auf diese Weise wurden die protestantischen Schulen Heimstätten leidenschaftlicher Auseinandersetzungen um philosophische Fragen, wobei in dem Mittelpunkte dieser stets die Streitfrage stand, ob dieses oder jenes Gedankensystem in den Schulen gelehrt werden dürfe oder nicht. Hieraus ergab sich einerseits das gute geistige Niveau der Auseinandersetzungen, da sich an ihnen meist protestantische Prediger und Lehrer beteiligten; andererseits aber war es natürlich, dass diese die einzelnen philosophischen Systeme stets nur einseitig, vom Standpunkt der Religion und Kirche aus ins Auge fassten, wodurch ihr Wesen ihnen vielfach verschlossen blieb.

In dieser Hinsicht bietet der Kampf um die Aufnahme der Philosophie Kants in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts ein besonders lehrreiches Beispiel. Die ersten Anhänger der Kantschen Philosophie in Ungarn, die aus Bayern stammenden Professoren Johann Delling und Anton Kreil, waren beide an Schulen tätig, die unmittelbar unter katholisch-behördlicher Aufsicht standen. Delling lehrte die Philosophie an der Akademie in Fünfkirchen, Kreil an der Pester Universität. Nichts ist natürlicher, als dass sie mit ihren Behörden in Konflikt gerieten: gegen Delling wurde 1795 wegen Verbreitung „atheistischer und materialistischer Lehren“ ein Disziplinarverfahren eingeleitet, in dem ihn sein Pester Kollege mutig in Schutz nahm. Indessen gelang es Kreil nicht nur nicht den in seiner Ehre und Existenz angegriffenen Delling zu retten, — dieser wurde aus seiner Stelle entlassen — sondern er schadete auch sich selbst: bald musste er die Professur niederlegen, und hatte noch die Freude, dass man ihm den weiteren Bezug seines Gehaltes gewährte. Indessen ist die Entlassung Dellings und Kreils keineswegs bloss dem behördlichen Befremden gegenüber der Philosophie Kants zuzuschreiben; sie hat auch ihren politischen Hintergrund. Nach der Entdeckung der freigeistigen, durch die französischen Revolutionsideen angeregten Verschwörung des Abtes Martinovics galt jeder als verdächtig, der neue Gedanken verkündete, besonders wenn diese auch religiöse Fragen betrafen.

Somit war die Affäre Dellings—Kreil für die Aufnahme Kants in Ungarn auch nicht von besonderer Bedeutung. Allerdings liess sie eine Reihe von ziemlich unsauberen Gegnern der neuen Philosophie das Wort ergreifen, die im Trüben fischen wollten und bestrebt waren, aus ihrer Gegnerschaft ein politisches Kapital zu schlagen. Zu diesen gehörte auch der Schriftsteller Johann *Bacsányi*, den der Literaturreformer Franz *Kazinczy*, — selbst ein begeisterter Verehrer Kants — in einem Briefe gründlich als „Idioten“ erledigt, weil er „süffisant“ über die neue Philosophie gesprochen habe. Viel wichtiger ist, dass durch die behördliche Massregelung der ersten Kantianer auch die ehrlich überzeugten Gegner des Kritizismus vor die Öffentlichkeit gerufen wurden. Nur wenige von ihnen können wir im Rahmen unseres Vortrages zu Worte kommen lassen. Übrigens betonen sie in gleicher Weise ihre Bedenken den „neuen Lehren“ gegenüber, und berufen sich auf die wohlbewährten Überlieferungen im Unterricht der Philosophie an den protestantischen Schulen Ungarns. Diese Rede führt schon vor der Entlassung Dellings und Kreils Josef *Rozgonyi*, Professor in Sárospatak, der sich 1792 in einer lateinischen Schrift (*Dubia de initiis idealismi Kantiani*, Pest) mit der kritischen Philosophie auseinandersetzt. Noch eindringlicher führt sie der reformierte Pfarrer von Szovátf Franz *Budai*, der das neue Gedankensystem in ungarischer Sprache zu widerlegen versucht (*A Kant szerént való filozófiának rostálgatása levelekbenn*, 1801). Er wolle einmal — so erklärt er — gründlich ins Auge fassen, was denn das Wesen dieser Philosophie sei, die so viel Lärm mache, welche Gefahr sie sowohl für die Religion, als auch für die Sittlichkeit bedeute, und was man mit der Zeit von Schülern solcher Schulen erwarten könne, in denen diese Philosophie gelehrt wird. Mit grosser Entrüstung stellt er dann fest, dass die „neue Irrlehre“ bei den Protestanten nicht nur in den grossen, sondern selbst in den kleineren Schulen ungehindert verbreitet werde. Schliesslich setzt er sich — ebenso wie *Rozgonyi* und die anderen Kantgegner — als verstockter Empiriker umständlich und einseitig mit der Sittenlehre des Königsberger Philosophen auseinander, warnt sämtliche ungarische Lehrer der Philosophie vor dem „neuen Gift“, und ermahnt sie, zur Aufklärungsphilosophie nach der Art Wolffs zurückzukehren.

Von besonderem Interesse für uns ist, dass beinahe sämtliche ungarische Gegner Kants — allen voran *Budai* — den Kritizismus nicht zuletzt darum ablehnen, weil er dem ungarischen Denken durchaus fremd sei. Die „kantische Plage“ — so etwa drückt sich *Budai* aus — sei eine typisch deutsche Angelegenheit. „Greift der Ungar nach den Werken Kants“ — heisst es in seinen „kritischen Briefen“ — „und

liest sie mit voller Aufmerksamkeit von früh bis abends, so wird er in ihnen dennoch nichts finden als eine handgreifliche ägyptische Finsternis, und bleibt dort, wo er vorher war“. Der Deutsche habe Freude an Spekulationen, wogegen das ungarische Denken dem Klaren, Bestimmten und Praktischen zugewandt sei. *Somit wird bei der Auseinandersetzung um Kant in gewissem Masse zugleich auch deutsches und ungarisches Denken schlechthin zur Diskussion gestellt.* Freilich nur ahnungsweise, als Gefühlssache. Denn abgesehen davon, dass den ungarischen Gegnern Kants selbst die Möglichkeit fehlte das deutsche Denken wesentlich zu erkennen, hatten sie auch von der ungarischen Denkart nur eine höchst unklare Vorstellung, wie ja das Ungartum überhaupt seiner Eigenart im Bereich des Philosophischen erst viel später bewusst wurde.

Wie erwidern die Angriffe der Gegner die ersten ungarischen Anhänger Kants? Auch hier seien nur die zwei bedeutendsten genannt: Stefan Márton, Professor der Philosophie am reformierten Kollegium in Pápa und Paul Sipos, reformierter Pfarrer in Tordos, später Professor in Sárospatak. Beide betonen, dass die kritische Philosophie das Neue, den Fortschritt, ernste Schulung des Denkens bedeute, die dem Ungartum nun mehr als je not täten. Besonders scharf arbeitet diesen Gedanken Paul Sipos heraus. Für ihn gilt der Kritizismus als Übergangssystem, das notwendigerweise zum Idealismus führt. Kann nun das Ungartum diesen Idealismus entbehren? Strenge Zucht im Denken, Anschluss an Europa und dabei ernste Selbstbesinnung — dazu soll durch das Gedankensystem Kants auch das Ungartum angehalten werden. In der Beweisführung der Gegner und Anhänger des Kritizismus in Ungarn sehen wir denselben Prozess, der sich bei der Aufnahme deutschen Gedankengutes im Laufe der ungarischen Geschichte auf den verschiedensten Gebieten der Politik, Wirtschaft und Kunst in den mannigfachsten Abwandlungen wiederholt: *das Ungartum spaltet sich in zwei Lager; das eine bekämpft das Neue, das Deutsche, hält an dem Bestehenden fest, und glaubt durch sein zähes Festhalten die nationale Eigenart zu wahren; das andere, fortschrittsfreudige Lager des Ungartums begrüsst das Neue — das Deutsche — und eignet es sich an in der Überzeugung, dass dadurch auch das eigene Volkstum in seiner Entfaltung gefördert wird.*

Auch die Philosophie Kants fand in Ungarn schliesslich Aufnahme, allerdings nicht in ungetrübter Form. Die ersten ungarischen Anhänger des Königsberger Philosophen waren eben keine besonders kampffrohe Naturen. Sie liessen die Angriffe der Gegner so gut wie unerwidert. Ja, der angesehenste Kantianer, Stefan Márton, gab 1820 eingeschüch-

tert in lateinischer Übersetzung das Werk Wilhelm Krugs über die kritische Philosophie als massgebendes Handbuch der „neuen Lehre“ heraus; er bediente sich der Popularisierungsmittel eines Krug, um seiner philosophischen Überzeugung Anhänger zu werben. Krug hat denn auch die weitere Entwicklung der ungarischen Philosophie stark mitbestimmt, wozu seine leichtere Fassbarkeit Kant gegenüber jedenfalls wesentlich beitrug.

Weniger geräuschvoll erfolgt die Aufnahme der Philosophie *Fichtes* und *Schellings*. Fichte hat wohl zahlreiche ungarische Schüler in Jena, aber nur ganz wenige unter diesen, die seiner Lehre auch in ihrer Heimat Geltung verschaffen. Neben einigen unbedeutenden Eklektikern, die sich auf ihn berufen, zieht nur der ehrliche Paul Sipos die Konsequenzen seiner Begeisterung für den Idealismus, und wird ein leidenschaftlicher Anhänger Fichtes, nachdem er dessen Gedankensystem kennen gelernt hat. Wärmere Aufnahme findet die Naturphilosophie Schellings unter den ungarischen Ärzten und Naturforschern, die sich vielfach auch als Mitglieder der Sozietät für die gesamte Mineralogie in Jena betätigen. Aber einen richtigen Widerklang vermag der „Jenaer Idealismus“ nicht zu erwecken. In der ersten grossangelegten wissenschaftlichen Zeitschrift des 19. Jahrhunderts (*Tudományos Gyűjtemény*) tritt eine Reihe von Anhängern Schellings vor die Öffentlichkeit, allein das Publikum verhält sich ihnen gegenüber ablehnend. „Es ist eine wahre Plage — so schreibt 1818 der Eklektiker Daniel *Ercsei* an einen seiner Kritiker — heute philosophische Fragen zu behandeln: die Scholastiker und Wolff müssen wir doch endlich verlassen, allein Kant, Fichte und Schelling dürfen wir uns nicht anschliessen“. Dennoch steht die ungarische Philosophie auch bei Beginn der Tätigkeit der Akademie der Wissenschaften um 1830 im Zeichen des Schellingschen Idealismus: Schelling selbst wird eines ihrer ersten auswärtigen Mitglieder, und Stefan *Nyiry* versucht in seinem Geiste die Probleme der Ästhetik zu systematisieren, ja, er wendet das Vernunftrecht des deutschen Idealismus auch auf die Frauenfrage an.

II.

Das für philosophische Fragen empfängliche ungarische Publikum hatte kaum die Möglichkeit zum „Jenaer Idealismus“ Stellung zu nehmen; denn schon zu Beginn der dreissiger Jahre entbrannte ein heftiger Streit um das Gedankensystem *Hegels*, der bald lebhaftes Aufsehen erregte. Die Geschichte der Aufnahme Hegels in Ungarn ist ein Kapitel für sich. Sie wurde wiederholt behandelt: zuerst kurz von

mir, dann — eingehender — von Eva Doskar in einer tüchtigen Dissertation (*Hegels ungarische Nachwelt*. ung. Budapest, 1939). Ich darf mich hier auf einige wesentliche Fragen des „Prozesses“ um Hegel beschränken. 1840 bringt die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ vermutlich von einem ungarischen Mitarbeiter einen zusammenfassenden Bericht über das Geistesleben in Ungarn, der auch das Verhältnis des Ungartums zur Philosophie des deutschen Idealismus mit zutreffenden Worten kennzeichnet. Die Philosophie — heisst es hier — sei die schwächste Seite des ungarischen Schrifttums. Zwar werden in den Zeitschriften erregte Debatten zwischen Anhängern und Gegnern der Philosophie Hegels geführt, allein *der Klarheit schätzende Nationalsinn* widerstrebe dieser. Umso mehr Anklang finden — so fährt der Berichterstatter fort — „*Gustav Szontaghs Propyläen zur ungarischen Philosophie*, . . . der Verfasser diente als Hauptmann beim Militär, und ist jetzt unstreitig der bedeutendste philosophische Kopf in Ungarn“.

Drei Tatsachen verdienen in diesem Bericht Aufmerksamkeit. Zunächst die Mitteilung, dass in den Zeitschriften lebhaft Debatten geführt werden zwischen Anhängern und Gegnern der Hegelschen Philosophie. In der Tat geschieht es um 1840 das einzigmal in der Geschichte des ungarischen Geisteslebens, dass fachwissenschaftliche Fragen der Philosophie in Zeitschriften für das grosse Publikum und unter gespannter Teilnahme breiter Schichten der Öffentlichkeit behandelt werden. Was mochte wohl diesen jähen Wandel im Interesse des ungarischen Publikums herbeigeführt haben? War es wirklich die Philosophie, die nun so plötzlich an Anziehungskraft gewann? Allerdings zeichnet sich die Auseinandersetzung um Hegel in Ungarn auch fachlich durch einen beachtenswerten Hochstand aus: die Teilnehmer scheuen nicht die Mühe, statt popularisierender Kommentare nun an Hegel selbst heranzugehen, und sich in seinen Werken zu vertiefen. Dieser Fortschritt der ungarischen Philosophen ist unleugbar bei der Aufnahme Hegels gegenüber den Anhängern Kants, von denen sich selbst der bedeutendste an den Ersatzmann Krug wandte. Dennoch wäre es übertrieben, bei den zahlreichen Lesern der ungarischen Hegel-Debatte ein fachwissenschaftliches Interesse für Philosophie vorauszusetzen. Auch könnte man glauben, der Fortschrittsgedanke sei nun als besonders zeitgemäss empfunden worden. Denn Fortschritt gilt auch bei den Anhängern Hegels als Losung: „Oder ist etwa Hegels Gedankensystem kein Fortschritt“, — schreibt 1836 Ludwig Tarczy, der Nachfolger Mártons in Pápa, der wegen seines „Hegelismus“, wie einst die Kantianer, in Konflikt geriet, an einen Gegner — „gewiss, die Menschheit schreitet ununterbrochen fort, und glauben Sie ja

nicht, dass die Philosophie seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts still steht, und dass es nur einen Krug gibt und weiter nichts!“ Indessen ist kaum anzunehmen, dass das ungarische Publikum in einer Zeit fieberhafter nationaler Aufbauarbeit sich gerade philosophischen Fragen zuwenden musste, um seine Fortschrittsfreudigkeit zum Ausdruck zu bringen. Aber vielleicht galt das Interesse der ungarischen Öffentlichkeit der Person Hegels selbst, hatte sich doch dieser bereits 1807 Ungarn zugewandt, als er seines Lehrstuhles durch die Niederlage Preussens verlustig geworden, die Leitung der „Bamberger Zeitung“ übernahm. Noch in Jena lernte er Ludwig *Schedius*, den späteren Professor an der Pester Universität kennen, und ersuchte diesen in einem Briefe um ständige Berichte über die rege geistige Arbeit in Ungarn für seine Zeitung. „Es ist auffallend“ — heisst es in dem Briefe — „wie wenig der Gang ihrer inländischen Begebenheiten in Deutschland, das so viele Berührungspunkte mit Ihrer Nation hat, Punkte, welche für beyde Nationen eher zu vervielfältigen und zu verstärken als zu vernachlässigen wichtig seyn wird, bekannt ist“. Doch hatte dieser Brief keine praktischen Folgen, und es fehlt uns jeder Beleg dafür, dass Hegel in Ungarn vor seiner Berliner Zeit namentlich durch *Schedius* bekannt geworden wäre.

Wollen wir eine befriedigende Erklärung finden für die gewiss auffallende Anteilnahme der ungarischen Öffentlichkeit an der Debatte um Hegel, so sind die zwei anderen für uns wichtigen Tatsachen in dem Bericht der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ ins Auge zu fassen. Es wird in diesem von dem „Klarheit schätzenden Nationalsinn“ gesprochen, der der Philosophie Hegels widerstrebe und von dem Anklang, den Gustav Szontaghs Propyläen zur ungarischen Philosophie finden. Beide gehören zusammen: der „Klarheit schätzende Nationalsinn“ trat bereits in den dreissiger Jahren in einem geschlossenen Gedankensystem hervor, das als ungarisch-national bezeichnet wurde; sein Schöpfer und Hauptvertreter aber war Gustav Szontagh, der Sohn einer allerdings vor Jahrhunderten in den ungarischen Adelstand erhobenen Zipser deutschen Familie.

Der Gedanke einer ungarisch-nationalen Philosophie war die ideelle Vollendung der ungarischen Romantik und eine natürliche Folge des mächtig erstarkten Nationalbewusstseins. Die Anregung dazu gab die schöpferische Reformarbeit des Grafen Stefan *Széchenyi*; in ihm sahen die ungarischen Denker vielfach den Lebensphilosophen der Nation, sein Realidealismus bildete auch den Kern des neuen, als eigenartig ungarisch bezeichneten Gedankensystems, das zunächst das praktische Handeln der nationalen Gemeinschaft zu regulieren

bestimmt war. Freilich erwies sich dieses in seiner endgültigen Form als recht seltsames Gebilde: Bestände der schottischen Philosophie des „common sense“ verschmolzen in ihm mit Gedanken französischer Eklektiker, des deutschen Neuhumanismus und Krugs transzendenten Synthetismus. Immerhin genügte dieser „nationale Sokratismus“ — wie er von seinen Anhängern wiederholt bezeichnet wurde — dazu, um als wirksames Abwehrmittel des „Berlinismus“ eingesetzt zu werden.

Denn als Berlinismus, als fremdes, dem Ungartum unzugängliches Gedankengut wurde die Philosophie Hegels in den Mittelpunkt der Debatte gestellt und bekämpft. Wir haben es hier im wesentlichen mit einer Auseinandersetzung zwischen Ungartum und Deutschland zu tun, wie sie um diese Zeit auch auf anderen Teilgebieten der Bildung erfolgte. Julius von Farkas hat sie im Bereich der Dichtung in einem Kapitel seines Buches über das „junge Ungarn“ einprägsam dargestellt. Besonders leidenschaftlich waren die Ausfälle Szontaghs gegen den „sinnlosen“, „dunklen“, „krankhaften“ Hegelismus, ja gegen deutsches Denken überhaupt. „Wir Ungarn wollen das System Hegels einbürgern, mit seinen eigenen Worten?“ — fragt er — „Risum teneatis amici! Gewiss wurden davon Proben gemacht, allein wer verstand sie? Ich berufe mich auf euch, ihr nach Hegelscher Art gequälten Leser!“ — „Ich halte es für den denkbar grössten Unsinn, diese Wissenschaft unter uns verbreiten zu wollen“ — heisst es ein andermal. Dann schleudert er dem ungarischen Lager Hegels die mit Vorliebe zitierten Spottverse seiner deutschen Gegner entgegen; immer wieder betont er, dass die Hegelsche Philosophie aus „einer Dunkelheit in die andere“ führe und somit eine „unnütze Spekulation“ sei. Schliesslich verkündet er, dass Deutschland nicht die Welt, die deutsche Philosophie nicht die Weltphilosophie sei; das Ungartum wende sich endlich dem gesünderen französischen Geist zu, da an seinem geistigen Rückstand zunächst der deutsche „Wissensdunst“ schuldig sei. Der deutschstämmige, deutsch geschulte Gustav Szontagh, der sich das Ungarische erst im Mannesalter aneignete, preist die Überlegenheit des französischen Geistes gegenüber dem deutschen! Nur zu oft begegnet man ähnlichen Fällen in der ungarischen Geistesgeschichte! Jedenfalls findet man bei den ungarischen Hegelgegnern kaum Sätze, die seinen masslosen Ausfällen gegen alles Deutsche an die Seite gestellt werden könnten.

Wie verhalten sich den Angriffen gegenüber die ungarischen Anhänger Hegels? Die Teilnehmer der Debatte, Ludwig Tarczy, Johann Warga, Gabriel Szeremlei und Ignaz Taubner studierten 1832—37 in Berlin, und hatten somit Gelegenheit, unmittelbar von Hegel selbst

über sein Gedankensystem belehrt zu werden. In der Tat sind sie ihren Gegnern an gründlichem Wissen und gediegener philosophischer Schulung weit überlegen. Ernste Sachlichkeit und vornehme Masshaltung kennzeichnet meist ihre Schriften; von persönlichen Kontroversen halten sie sich durchweg fern. Dass sie in der Hegelschen Philosophie einen gewaltigen Fortschritt des menschlichen Denkens und ein wirksames Mittel erblickten, auch die geistige Bildung des Ungartums zu heben, haben wir schon gesagt. In der Debatte sind sie ehrlich bemüht, die ungarische Öffentlichkeit von der würdevollen Straffheit und Geschlossenheit der Philosophie ihres Meisters zu überzeugen, den sie zuweilen neben *Aristoteles* stellen. Es sei natürlich — betonen sie immer wieder — dass auch das Ungartum sich zunächst der deutschen Philosophie zuwende, sei doch Deutschland die eigentliche Heimat der Philosophie. Freilich, den Werbungen für eine „ungarisch-nationale“ Philosophie vermögen sie nicht genug wirksam entgegenzutreten; dazu reden sie eine zu künstliche, dunkle, nur wenigen zugängliche Sprache, während sich ihre Gegner mit Vorliebe eingebürgerter Formeln der Popularphilosophie bedienen. So mussten sie in der Auseinandersetzung einstweilen unterliegen, zumal die Förderung der praktischen Nationalphilosophie als patriotische Pflicht erklärt wurde.

Allerdings war damit noch nicht das letzte Wort in der ungarischen Hegel-Debatte gesprochen. 1857 untersucht Johann *Erdélyi* den Stand der ungarischen Philosophie und entscheidet die Sache des „Hegelismus“ in Ungarn in positiver Richtung. Wohl stand er nicht mehr einer geschlossenen Front gegenüber, die sich für die „ungarisch-nationale“ Philosophie einsetzte. Denn diese erwies sich bei dem Lichte der fachlichen Kritik immer mehr als eine Art ästhetischer Pedagogik, als nationale Glückseligkeitslehre, keineswegs aber als ernst zu nehmendes Gedankensystem. Immerhin ist es geradezu bewundernswert, wie *Erdélyi* die Anhänger des „nationalen Sokratismus“ mit ihren eigenen Waffen erledigt. Haben diese den „Berlinismus“ als fremdes Gedanken-gut bekämpft, das dem „Klarheit schätzenden Nationalsinn“ widerstrebe, so stellt er nun eben die Philosophie Hegels als das Gedankensystem hin, das diesem „Nationalsinn“ am nächsten stehe. Er geht von der Auffassung Hegels aus, nach der die ideale Sprache ein logisches Urteil in zwei Worte — Subjekt und Predikat — zu fassen vermag, während die sog. Kopula nur eine überflüssige grammatische Zutat sei, da sie die zusammengehörenden Begriffe voneinander trenne. Und nun entdeckt er, dass diese Kopula im Ungarischen fehlt, dass das ungarische Denken die zusammengehörenden Begriffe auch ohne sie zu verbinden weiss und gelangt zur Überzeugung, dass das Ungartum

eine natürliche Veranlagung zum philosophischen Denken besitze. „Niemals werde ich begreifen — ruft er begeistert, von seiner Entdeckerfreude hingerissen aus — wie ein deutscher Denker, Hegel, so ungarisch, oder der Ungar schon vor Jahrhunderten so hegelisch zu denken vermochte.“ Wir dürfen an der heute wohl phantastisch anmutenden Entdeckung und Begeisterung Erdélyis nicht mit überlegenem Lächeln vorbeigehen. In seiner Stellungnahme für Hegel und gegen das Truggebilde der „nationalen“ Philosophie wiederholt sich unter gewandelten Verhältnissen, gleichsam auf höherer Ebene der Vorgang, den wir bei der Auseinandersetzung um Kant gesehen haben, und der auch sonst für die ungarische Geistesgeschichte in ihrem Verhältnis zu deutschem Gedankengut kennzeichnend ist: *Erdélyi begrüßt das Neue, das Gedankensystem Hegels, nimmt es auf, weil es seiner Überzeugung nach ungarischer Wesensart gemäss und somit auch förderlich ist; und er findet sich den „ungarischen Sokratikern“ gegenüber, die die nationale Eigenart eigentlich durch Festhalten am Hergebrachten zu wahren und alles „Fremde“ bekämpfen zu müssen glaubten.*

Mit Recht betrachtete sich Erdélyi keineswegs als blosser Nachahmer Hegels, ging er doch in so manchem über die Ideen seines Meisters hinaus. Ja, denken wir an seine „Entdeckung“, so wird uns auch die Behauptung nicht Wunder nehmen, er wäre Hegelianer gewesen, noch bevor er Hegel kennenlernte. Jedenfalls erhielt die Philosophie Hegels zum guten Teil durch ihn das Bürgerrecht in Ungarn: sie gelangt zunächst in der Ästhetik, allmählich auch in der Rechts- und Geschichtsphilosophie zur Geltung. Erdélyi behandelt auch in seiner Lyrik Gedanken Hegels und hat hierin Nachfolger in manchen Dichtern des letzten Jahrhundertviertels. In geläuterter dichterischer Prägung treten uns Ideen Hegelscher Geschichtsphilosophie in der *Tragödie des Menschen* von Madách entgegen. Die Weltanschauung des ungarischen Dichters, seine Darstellung des Geschichtsverlaufs lässt klar erkennen, mit welcher Hingabe er sich in das Werk des deutschen Denkers vertiefte. Beide fragen nach dem Sinn des menschlichen Daseins, beide erkennen das Wesen der Geschichte in der Entfaltung des Geistes. Allerdings steht die Skepsis Madáchs bereits der gewandelten Auffassung des Jahrhundertendes nahe, die in dem Geschichtsverlauf nicht mehr einen Fortschritt in gerader Linie, sondern einen ewigen Kreislauf erblickt: die Entwicklung der Menschheit kehrt zu ihrem Anfangspunkt zurück, um dann von neuem einzusetzen. Das ge-

waltige dramatische Gedicht von Madách zeugt dafür, dass die Philosophie Hegels in Ungarn am tiefsten im Bereich der Dichtung durchdrang.

III.

Auf der Fläche der Dichtung zunächst erfolgt auch die Aufnahme des *Schopenhauerschen Pessimismus* in Ungarn. Sie wird von keinerlei leidenschaftlichen Auseinandersetzungen begleitet. Die umfangreiche Studie von Samuel von *Almási Balogh* (1864) bleibt der breiteren Öffentlichkeit ebenso unbekannt, wie die zahlreichen Aufsätze und Vorlesungen des unermüdlichsten Schopenhauer-Verehrers in Ungarn, des Klausenburger Professors *Hugo von Meltzl*. Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung* wurde zum grössten Erlebnis dieses etwas zerfahrenen Polyhistor, der in Leipzig mit *Nietzsche* studierte. Jede Gelegenheit ergriff er, um seiner Bewunderung für den deutschen Denker Ausdruck zu geben, knüpfte Beziehungen zu *Julius Frauenstädt*, *Wilhelm von Gwinner* und anderen Angehörigen der grossen deutschen Schopenhauer-Gemeinde an. Allein, unter seinen „Landsleuten“, denen er vor allem „nützlich“ sein wollte, vermochte er nur einem bescheidenen Kreise die Überzeugung beizubringen, dass Schopenhauer „der grösste Lehrmeister der Menschheit“ sei. (A. Kerekes: *Karl Hugo Meltzl von Lomnitz*. ung. Budapest, 1937.) Die zunftmässige Philosophie steht einerseits im Zeichen des Neukantianismus, der sich zunächst in geschichtlichen Studien und Textausgaben betätigt, anderseits in dem des Positivismus, der bald auch die einzelnen Fachwissenschaften beherrscht. Umso empfänglicher sind für das Gedankensystem Schopenhauers die ungarischen Dichter. „Meine Philosophie“ — erklärte Schopenhauer — „soll von allen bisherigen, die Platonische gewissermassen ausgenommen, sich im innersten Wesen dadurch unterscheiden, dass sie keine Wissenschaft sein soll, sondern eine Kunst“. In der Tat ist es vor allem das Künstlerische, das dem Gedankenbau des grossen pessimistischen Philosophen bei den Dichtern einen besonderen Reiz verleiht. Wir nennen von den im Banne Schopenhauers stehenden Lyrikern nur die bedeutendsten: *Johann Vajda*, *Gyula Reviczky* und *Eugen Komjáthy*. Ihre Dichtung ist die Apologie des Idealismus in einer materialistisch orientierten Zeit. *Johann Vajda* spendet die Schopenhauersche Metaphysik Trost und Beruhigung in seinem qualvollen Grauen vor dem Ungewissen im Jenseits; bei *Reviczky* sehen wir unter dem Einfluss *Richard Wagners* eine eigenartige Verschmelzung der Ethik Schopenhauers mit christlich-katholischer Askese; *Komjáthy* aber erfasst zunächst die Ideenlehre des

deutschen Denkers, das „ewige Weltauge“, dessen Blick sich auch in unserem schmerzvollen Dasein das „ungetrübt Schöne“ erschliesst. Allein, so edel und fein auch die Lyrik dieser Dichter uns noch heute erscheint, — sie ist eine von der Zeitstimmung getragene, durchgeistigte, müde und überreife Kunst. Nicht ihr gehört die Zukunft; mit ihr und ihren Nachzüglern verschwindet auch Schopenhauer aus dem Bereich der ungarischen Dichtung.

Fruchtbarer und vielseitiger wirkt sich die Rezeption *Nietzsches* aus. Der junge Nietzsche selbst hatte — lange bevor er in Ungarn bekannt wurde — Ungarn und Ungartum literarisch und musikalisch erlebt. Ich weise hier nur kurz auf die Einzelheiten dieses Erlebnisses hin: auf die Lektüre *Petőfis*, auf die Beziehungen zu *Liszt* und auf die meist pessimistisch gestimmten ungarischen Kompositionen. Sie werden in der sorgfältigen Arbeit von Béla *Lengyel* über *Nietzsches ungarische Nachwelt* (Budapest, 1938.) eingehend behandelt. Den Ideen des deutschen Denkers begegnen wir zuerst in der Lyrik Eugen Komjáthys, was so früh — um die Mitte der achtziger Jahre — auch weltliterarisch beachtenswert ist. Einen wichtigen Einschnitt in der Aufnahme Nietzsches bedeutet 1891 die Gründung der Zeitschrift *Élet*, in der von dem hervorragenden Literaturhistoriker Ludwig *Katona* Übersetzungen aus *Schopenhauer als Erzieher*, *Richard Wagner in Bayreuth*, *Menschliches-Allzumenschliches*, *Die fröhliche Wissenschaft* und *Also sprach Zarathustra* erscheinen. Allerdings ist das Nietzsche-Bildnis, das die Zeitschrift namentlich durch ihre Aufsätze vermittelt, positivistisch-radikal vereinseitigt. Offenbar empfand man die Nietzschesche Philosophie in Ungarn noch als unzeitgemäss, da die hier gebotenen Anregungen einstweilen noch ergebnislos blieben. Nachdem der tief-sinnige Ästhetiker Eugen *Péterfy* sich im Banne der *Geburt der Tragödie* der Entstehungsgeschichte des altgriechischen Dramas zugewandt hat, nimmt der grosse katholische Denker Ottokár *Prohászka* den Kampf gegen den „advocatus diaboli“ mit dessen eigenen geistigen Waffen auf. Prohászka, Bischof von Stuhlweissenburg, lehnt alles, was in dem Gedankensystem Nietzsches seiner christlich-katholischen Überzeugung zuwiderläuft, auf das entschiedenste ab, und weist nach, dass die positiven Werte in der Philosophie des neuen „Antichristen“ — vornehme Gesinnung, Pflege der schönen Individualität, Verehrung der Freiheit, Unabhängigkeit und des herrischen Heldenmutes — eigentlich dem Christentum entspringen. Für die Stärke seines Nietzsche-Erlebnisses zeugt die Anekdote, in der erzählt wird, dass in der Diozöse Prohászkas ein Bauer seinen Sohn Nietzsche taufen lassen wollte, wobei

er sich darauf berief, dass „der neue Herr Bischof über diesen Heiligen recht viel rede“.

Indessen sind dies nur mehr oder weniger interessante Einzelheiten der äusseren Rezeptionsgeschichte Nietzsches. Von grundsätzlicher Bedeutung für uns dagegen ist, dass auch der prophetische Dichter des neuen Ungarn, Andreas Ady, zum guten Teil durch den deutschen Denker zum Bewusstsein seiner Sendung, der volkhaft-seelischen Erneuerung des Ungartums erweckt wird. Wir wissen, dass Ady — dessen entscheidendes Erlebnis Paris war — vor allem für den französischen Geist Empfänglichkeit zeigte und deutschem Denken und Fühlen Zeit seines Lebens ferne stand. Dennoch rang er um Nietzsche, wie kein anderer unter den ungarischen Dichtern. Geradezu erschütternd wirkt sein Bekenntnis über die geistige Begegnung mit dem deutschen Denker: „Meine Brüder, nur der hat das Recht, Nietzsche so zu lieben, der ihm so schwer begegnete, wie ich. Schon neunzehn Jahre alt, fühlte ich noch immer nur, dass ich jemandes Schatten bin. Töricht lief ich jemandem nach, selbst seinen Namen hörte ich erst von Johann Öregh, der in Debrecen Philosophie lehrte. Er sagte über ihn nur, Nietzsche sei ein Narr gewesen und an der Gehirnerweichung gestorben. Mir aber war das vergessene der-die-das kein Hindernis, um aus seinem unbewussten Schatten zum bewussten zu werden“. Nach der gewaltigen seelischen Erweiterung, die ihm durch seinen Aufenthalt in Paris zuteil wird, erkennt Ady, der Wissende „um das traurige ungarische Geheimnis ewigen Alleinseins“ seine tiefe Wesensverwandtschaft mit dem unverstandenen und als unzeitgemäss empfundenen Weisen der „siebenten Einsamkeit“. Erst durch diesen erfasst er wirklich das Tragische seines Ungartums und den Beruf, der ihm daraus erwächst. Können wir in dem Weg Adys zu dieser Erkenntnis nicht mit Recht eine neue Abwandlung des bei deutsch-ungarischen geistigen Begegnungen sich so oft wiederholenden Vorganges erblicken? *Der ungarische Dichter, der doch deutschem Wesen fremd gegenübersteht, wird durch den deutschen Philosophen zu seinem Beruf entzündet, sein Volk seelisch aufzurichten und zu kräftigen; er nimmt das neue Gedanken-gut auf, weil er instinktiv fühlt, dass es aus dem Verfall der Gegenwart in eine bessere Zukunft weist, dass es den gesunden Kräften seines Volkes gemäss ist, und somit die Eigenart dieses frei entfalten lässt. Und der Dichter findet sich einer literarischen Öffentlichkeit gegenüber, die am Bestehenden haftend, den Dichter und seinen Philosophen in gleicher Weise bekämpft.* Wir sind hier Zeugen eines Verhaltens, das in einer anderen Bewusstseinsphäre bereits die ersten ungarischen Anhänger Kants und Hegels kennzeichnete.

ANFÄNGE DER GERMANISCHEN KUNSTENTWICKLUNG*

VON NÁNDOR FETTICH

Der völkerwanderungszeitliche Abschnitt der altgermanischen Kunst wird durch zwei Hauptrichtungen gekennzeichnet, die im wissenschaftlichen Schrifttum mit der Benennung Stil I und Stil II erwähnt werden. Diese künstlerische Tätigkeit umfasst alle germanischen Länder Europas, natürlich auch die skandinavischen Gebiete. An diese beiden Stilrichtungen knüpft sich gegen Ende des Zeitalters der sog. Stil III, dessen Aufblühen ausschliesslich auf skandinavischen Gebieten vor sich ging. Über diesen Stil III soll jetzt nicht gesprochen werden, da uns vielmehr die Anfänge der ganzen Entwicklung interessieren.

Die Charakterzüge der Stile I und II sind sowohl aus der Fachliteratur, als auch aus volkstümlichen Büchern ziemlich bekannt. Daher beschränke ich mich hier auf Grund des bekannten Werkes von Bernhard *Salin*, *Die altgermanische Tierornamentik* (Stockholm, 1904.) nur auf einige charakteristische Beispiele, um dadurch die eigenartigen Formen dieser Kunst in Erinnerung zu bringen.

Beide Stilrichtungen erfassen vor allem Tierformen. Menschenfigur und Pflanzenmotive kommen in ihnen seltener vor. Als Beispiel für Stil I soll hier eine dänische Fibel stehen (Abb. 1.). Ihre viereckige Kopfplatte ist mit phantastischen Tierfiguren ausgefüllt. Diese sind etwas verworren und lassen sich nicht ganz leicht erkennen. Daher verweise ich jetzt mehr auf die beiden Randtiere auf der unteren Seite dieser Kopfplatte. Rechts und links ist je ein kauernendes Tier zu sehen, dessen Körperteile stark stilisiert erscheinen. Die einzelnen Teile des Tierkörpers sind auch hier etwas schwer erkennbar, wie überhaupt in der altgermanischen Kunst. Fachleute erkennen indessen den Kopf, der nach aussen gedreht ist, sofort. Er blickt nach oben und hat eine Art von Krummschnabel. Der Körper ist ein wenig wellenartig gebogen. Der Vorderfuss ist demgemäss oben, der Hinterfuss dagegen mit seinem mandelförmigen Schenkelansatz unten angebracht. Die Hauptsache ist hier, dass die Proportionen der einzelnen Körperteile, trotz stärkster

* Vortrag an der Universität München, 22. Januar 1941.

Stilisierung, den natürlichen Formen entsprechen. Ein ähnlich organisch aufgebautes Tierpaar kommt am unteren Ende des Fibelfusses vor. Die Köpfe blicken nach unten. Der längliche Körper, etwas dreieckig geformt, erscheint stark stilisiert. Vorder- und Hinterfuss sind etwas schwer erkennbar, doch sind sie sehr charakteristisch dargestellt. Das ist also Stil I.

Stil II erscheint auf den ersten Blick verwandt mit Stil I, doch treten so charakteristische Einzelheiten in ihm hervor, dass hier bestimmt von einer vollkommen verschiedenen Stilrichtung gesprochen werden muss.

Als Beispiel dieses Stils II sollen hier die berühmten Goldstücke des Ungarischen Nationalmuseums (Abb. 2, 1—3), drei sehr charakteristische Varianten dieses Stils, angeführt werden. Auf der Riemenzunge (1) sind zwei symmetrische Tierkompositionen mit bandartigen Tierkörpern zu sehen. Am schildförmigen Beschlagteil der Schnalle (2) kommt gleichfalls eine symmetrische Tierkomposition vor, wobei die Tierköpfe mit ihren grossen runden Augen sofort auffallen. Die Vogelfigur (3) ist mit einem Eberkopf kombiniert. Sie ist eine sehr kennzeichnende Figur des Stils II. Ihr Kinn ist spitzig gebildet, ihre Augenbraue stark betont (in diesem Fall eckig geformt), der Fuss in krallender Haltung dargestellt. Kennzeichnend ist auch die Profilstellung der ganzen Tierfigur. Diese ist also ein gutes Beispiel für Stil II. Übrigens bildet den wichtigsten Zug dieses Stils die Verbindung solcher Tierbilder mit Bandgeflecht, — wie dies durch die beiden anderen angeführten Goldstücke veranschaulicht wird.

Würden diese beiden Stilrichtungen nur hie und da auf kleinen, geschlossenen Gebieten auftreten, so wäre ihnen keine besondere geschichtliche Bedeutung zuzuschreiben. In Wirklichkeit aber treten ihre Varianten in vielen Hunderten oder Tausenden von Exemplaren in ungeheuer grossen Gebieten auf, auch zeigen die voneinander weit entfernt gefundenen Exemplare auffallende Übereinstimmungen. Die skandinavischen Länder, England, Nord- und Westfrankreich, ganz Deutschland, die Schweiz, Norditalien, Ungarn sind mit unzähligen einschlägigen Fundstücken belegt. Zerstreut kamen auch in den Randgebieten, wie in Finnland, Rumänien und Bulgarien einzelne, zuweilen ganz bedeutende einschlägige Denkmäler vor.

Das Problem der Entstehung dieser beiden Stile hat die Fachkreise seit langem stark beschäftigt, da damit tiefgreifende Fragen der germanischen Vorgeschichte verknüpft sind. Ob Stil I früher entstanden ist, als Stil II usw. im 5. Jh., wie es *Salin* annahm? Ob Stil II als Renaissance aus den zerfallenen Elementen des überentwickelten Stils I am

Ende des 6. Jh.-s entstand, wie es dieselbe schwedische Schule voraussetzen will? Oder aber sollen die beiden Stilrichtungen vollkommen unabhängig voneinander, ungefähr in derselben Zeit entstanden sein, wie dies zuerst ein anderer schwedischer Gelehrter, Sune *Lindquist* in mehreren Arbeiten behauptete?

Nicht nur bei den Schweden, auch im allgemeinen wird als Ausgangspunkt der altgermanischen Kunstentwicklung die spätrömische Kunst betrachtet. Erst in jüngster Zeit greift man auf die alte, unter starkem griechischen und persischen Einfluss stehende Kultur der benachbarten antiken Steppenwelt, als auf eine der tiefsten Quellen der altgermanischen Kunstentwicklung zurück.

Die Erforschung der Anfänge der altgermanischen Kunstentwicklung ist gewiss mit verwickelten Problemen verbunden. Heute setzt sich immer stärker die Erkenntnis durch, dass bei diesen Anfängen mehrere, verschiedene Völker: Kelten, Abkömmlinge der alten Skythen und Sarmaten, Mischvölker aus Ungarn, Langobarden von Norditalien und andere, vor allen aber Hunnen und mit ihnen verbündete Germanenvölker, Ostgoten und Gepiden eine bedeutende Rolle gespielt hatten. Zweifellos war die Einwirkung der provinzialrömischen Kultur bedeutend. Doch wäre es völlig verfehlt, bei der Erforschung der Entstehung diesem Faktor eine ausschlaggebende Bedeutung beizumessen.

Im Rahmen einer einzigen Studie können alle Umstände der Entstehung von Stil I und II, bezw. die alten und neueren Forschungsergebnisse hierüber, auch nur in grossen Zügen, nicht leicht dargelegt werden. Es genügt hier zu sagen, dass die Herkunft der beiden Stile nicht auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen ist. Sie haben sich ziemlich unabhängig voneinander entwickelt und sind weder auf kontinentalgermanischen Gebieten, noch in Skandinavien, niemals in nähere Verbindung miteinander getreten.

Von der Masse der Probleme greife ich den Problemkomplex der Entstehung von Stil II heraus und möchte meine letzten Forschungsergebnisse hierüber vorlegen, um damit einen vielumstrittenen Teil dieses Problemkomplexes der Lösung näher zu bringen. Ich kann auch darum gleich mit Stil II beginnen, weil dieser chronologisch, wenn auch nicht gänzlich, doch im Anfang ziemlich parallel mit Stil I läuft, und daher keinen weiteren Abschnitt im Vergleich mit Stil I bedeutet. Die Voraussetzungen seiner Entstehung sind in der Kultur der vorangehenden Jahrhunderte gegeben und führen uns in den Kreis der Hunnenkultur Russlands zurück. Sowohl Fachleute, als auch die meisten gebildeten Laien hatten über die Hunnen bisher die Vorstellung, dass sie eine mongolische Horde ohne jede Kultur gewesen seien. Sie sollen

dem Abendlande nur Verderben gebracht haben. Stark nachwirkende Vorurteile sind durch die feindliche Einstellung der alten und der neueren Welt bis auf die heutigen Tage in die allgemeine Denkart der Europäer fest eingebaut worden. Erst den neueren ungarischen Forschungen gelang es, die kulturgeschichtliche Rolle der Hunnen und überhaupt ihre Herkunft wahrheitsgemäss zu erhellen. Ich werde an anderer Stelle auf die iranischen und griechischen Grundlagen der Hunnenkultur, sowie auf die iranische Herkunft des hunnischen Kernvolkes hinweisen. Jenes Hunnenvolk, das im stärksten Zusammenwirken mit den germanischen Völkern Südrusslands und Europas hier in Betracht kommen kann, hat kulturell wie rassisch fast nichts mit den *Hiung-nu's* der alten chinesischen Schriften zu tun gehabt.

Ich möchte nun einen tieferen Einblick in die Kunsttätigkeit der Altgermanen gewähren: wie diese Kunstgegenstände in jener Zeit betrachtet wurden, welche geschichtliche Bedeutung diese Kunst aufzuweisen hat und welche Schlüsse aus ihrer Betrachtung gezogen werden können.

Im Rahmen eines Vortrages ist es unmöglich, meine diesbezüglichen Forschungen im einzelnen darzustellen. Ich werde mich mehr nur auf die Ergebnisse beschränken.

Vor allem soll über die Bestimmung gewisser Kunstmotive gesprochen werden. Diese Motive können freilich nicht mit unseren heutigen Augen gesehen werden; man muss vor allem die Denkweise der Alten kennen lernen, jener Menschen, die diese Gold-, Silber- und Bronzegegenstände erzeugt hatten, oder für die sie verfertigt wurden.

Es ist nur natürlich, dass bei der Erforschung der Anfänge der Kunstentwicklung und bei Bestimmung der Kunstmotive vor allem die frühesten Erzeugnisse heranzuziehen sind.

Der Fachmann stellt durch Vergleich der technischen Ausführung und der Formung der Kunstmotive fest, welche Stücke die früheren, welche die späteren sind. Zunächst wollen wir sehen, um welche Hauptmotive es sich hier überhaupt handelt.

Die hier gezeigten Goldstücke stammen zweifellos aus den letzten Jahrzehnten des 6. Jh.-s, also vom Anfang der ein Jahrhundert umfassenden Blütezeit des Stils II.

Welche Motive sind hier verwendet worden? Die Bestimmung der ganzen Tierfigur (Abb. 2; 3) stösst auf keine besonderen Schwierigkeiten. Ich habe schon erwähnt, dass es sich hier um eine Vogelfigur mit Eberkopf in Profilstellung handelt. Nun können noch die eigentümliche Stilisierung der Körperfläche, ihre Kombinierung mit roten Steinen, der merkwürdige Zahnschnitt am Bein und an drei Stellen des

mandelförmigen Flügelansatzes als besondere Merkmale auffallen. Im übrigen steht hier eine phantastische Tierdarstellung — auch im heutigen Sinne des Wortes — vor uns.

Weniger verständlich erscheinen für den heutigen Betrachter die symmetrischen Kompositionen der beiden anderen Goldstücke (Abb. 2; 1—2). In der Fachliteratur wird hier über „Tierpaare“ gesprochen. In der Wirklichkeit kann aber bei allen diesen und ähnlichen Kompositionen nicht über Tierpaare, sondern nur über die zweigeteilte Darstellung eines einzigen Tieres gesprochen werden. Die beiden Köpfe bedeuten also die beiden Seiten desselben einen Kopfes und keineswegs zwei ähnliche Köpfe, — wie dies bisher immer angenommen wurde. Diese sonderbare, für uns vollkommen fremdartige Darstellungsweise kommt sehr klar auf der schönen Bronze des Museums Wiesbaden aus Abenheim, Rheinhessen zum Ausdruck (Abb. 2; 4). Es handelt sich hier um die ausgebreitete Darstellung eines Ebers in Stil II. Die beiden Seiten des Kopfes sind unten eng nebeneinander zu sehen. Nur die kennzeichnenden Hauer und die Kopfform machen das Tier erkennbar. Die Stelle des Körpers nimmt ein schönes Bandgeflecht ein. An beiden Seiten oben schliesst sich je ein stark stilisierter Tierfuss dem Bandgeflecht an. Es ist typischer Stil II.

Mag sein, dass diese Darstellungsweise für den heutigen Betrachter beim ersten Anblick etwas befremdend, ja sogar unglaublich erscheint. Eine lange Reihe ähnlicher Darstellungen aus dieser Zeit, manchmal sehr klare und aufschlussreiche Kompositionen bezeugen diese Bestimmung des symmetrischen Tiermotivs, die ich jetzt ausführlicher nicht behandeln kann.

Als Stil II in den letzten Jahrzehnten des 6. Jh.-s auftritt, erweckt er den Eindruck einer vollkommen ausgebildeten, fertigen Kunst, als ob er keine Vorgänger gehabt hätte. Auch die Goldsachen des Ungarischen Nationalmuseums und die Bronze von Abenheim mit ihren ausgebreiteten Tierkompositionen vertreten diesen ausgebildeten Stil II.

Eine mit der Tierfigur (Abb. 2 : 3) verwandte Darstellungsweise zeigen die hervorragenden Bronzen der Vorgesch. Sammlung der Universität München aus Ischl an der Alz (Abb. 3, 1—3). Sie stammen gleichfalls aus dem 6. Jh., also wieder aus der Anfangszeit des Stils II. Bei jedem Stück ist die Profilstellung der Tiere verwendet. Charakterzüge des Stils II sind an den Köpfen bei dem oberen und unteren Stück zu sehen (1 und 3). Die Vogelfigur hat schon die kennzeichnende Augenbraue und die kennzeichnende krallende Körperhaltung. Auch die Konturlinien und die Behandlung der Körperfläche sind denen der vorher angeführten goldenen Tierfigur (Abb. 2, 3) verwandt, wohl aber

etwas einfacher. Sie lässt die Formen von Stil II mehr ahnen, als erkennen. Fachleute werden aber in diesem Vogelbild die unmittelbare Voraussetzung der Tierfiguren von Stil II sofort erkennen.

Vollkommen unabhängig von Stil II bleibt die mittlere, springende Löwenfigur. Dieser Fund kann daher bei der Klärung der Entstehungsfrage sehr nützlich und lehrreich sein. Er enthält nämlich neben primitiveren Beispielen von Stil II auch ein Tiermotiv im ursprünglichen Stil.

Bei näherem Anblick wird man sowohl an den Goldsachen, als auch an diesen Bronzen erkennen, dass eine bedeutende Vergangenheit, bedeutende Vorbilder hinter diesen Anfängen von Stil II. stecken. Aus den europäischen Museen könnten noch zahlreiche solche Motive des Anfangsstadiums angeführt werden. Ich werde mich aber nur auf diese wenigen, aber recht klaren Beispiele beschränken, und mit ihrer Hilfe die Probleme des gesamten einschlägigen Materials besprechen.

Diese wenigen Beispiele reichen vollkommen aus, um auf die hunnische Kultur, als eine der wichtigsten Quellen der altgermanischen Kunst hinzuweisen und die ersten entscheidenden Schritte der ange deuteten Entwicklung zu veranschaulichen.

Jedem Betrachter wird sofort klar, dass diese Tierbilder einen ganz anderen Geist verraten, als die naturalistischen Erzeugnisse der provinzialrömischen Kunst. Die zweigeteilte ausgebreitete Tierkomposition oder den bandartig umgebildeten Körper würde man in diesem provinzialrömischen Kreis vergebens suchen. Aber auch die Körperhaltung und die Oberflächenbehandlung der im Profil angegebenen Tierbilder zeigen eine vollkommen andere Auffassung. Somit kann einwandfrei ausgesprochen werden, dass die provinzialrömische Ableitung bei allen Erzeugnissen von Stil II ausgeschaltet werden muss.

Wir müssen auf den Kreis der hunnischen Kultur zurückgreifen, wenn wir diese in der allgemeinen Entwicklung späten, in der altgermanischen Kunstentwicklung wohl frühen Schöpfungen erklären wollen.

In mehreren Arbeiten und Vorlesungen, zuletzt am Archäologenkongress in Berlin 1939 habe ich bezüglich der germanischen Vorgeschichte die nicht genug einzuschätzende Tatsache ausgesprochen, dass *die Hunnenkultur Südrusslands — im Zusammenhang mit der der Goten — die symbolisierende Denkweise im Gegensatz zur hellenischen realistischen Denkweise, die abstrakte Darstellungsweise im Gegensatz zur hellenischen naturalistischen Darstellungsweise auf die höchste Stufe der Vollendung erhoben hatte.*

Das erhabene Geistesleben der Nomaden und Halbnomaden der antiken südrussischen Steppenwelt spiegelt sich in den wichtigeren Handlungen ihres alltäglichen Lebens, in ihren feierlichen Zerimonien, ja selbst in ihren Rüstungsgegenständen, Goldschmiedearbeiten, Waffen und Geräten, deren Bruchstücke wir in den hier gezeigten Kunstgegenständen, Grabbeigaben, Resten von Bestattungszereemonien besitzen.

Auch in der Kunst haben die Hunnen die Richtlinien der Entwicklung für breite Volksmassen in Europa angegeben. Die abstrakte Darstellungsweise bestand bei ihnen darin, dass sie die einzelnen Elemente der griechischen oder persischen Tierbilder, wie die naturalistische Darstellung der tierischen Körperfläche (Haut, Feder, Schuppen) stark vergeometrisierend umformten. Doch sind sie noch weiter fortgeschritten. Die abstrakten Vorbilder wurden nicht nur bei der Darstellung von lebenden Wesen, sondern auch bei der Ausstattung von Gebrauchsgegenständen, wie Waffen, Geräte (z. B. Messerschneiden, Sattel usw.) verwendet. Damit wurden diese in lebendige Wesen umgestaltet, gleichsam beseelt. Die Hunnen haben ihr Leben mit solchen phantastisch anmutenden Ausrüstungen umgeben. Für den heutigen Menschen erscheint vielleicht die Denkart, die das alltägliche Leben und die, die ganze damalige Welt erschütternden Handlungen der Hunnen lenkte, fast unbegreiflich. Als Zeugnis ihrer überragenden Bedeutung kann aber — um nicht anderes zu erwähnen — der unvergleichlich tiefe Eindruck, den sie auf die verschiedensten Völker unseres Kontinents ausgeübt hatten, betrachtet werden.

Nun stehen die Kunstdenkmäler dieser tiefgreifenden, symbolisierenden, abstrahierenden Denkweise vor uns. Die verschiedensten Tierbilder und Tierkompositionen des Stils II lassen sich alle auf diesen hunnischen Kulturkreis zurückführen. Das Problem der Entstehung ist indessen nicht so einfach. Wie nämlich aus den angeführten Beispielen ersichtlich ist, war die unter Benennung Stil II stehende Kunst nicht einheitlich. Auch die Kunst der Hunnenzeit war stark verwickelt. Überdies hat sich die Kunstentwicklung während der 100 Jahre zwischen Hunnenzeit und Entstehungszeit von Stil II, mit neuen Elementen bereichert.

Wollen wir die wichtigsten Momente zusammenfassen, so ergibt sich über die Entstehung von Stil II folgendes Bild. In der unmittelbar vorangehenden Zeit, etwa im Laufe des 6. Jh.-s bildeten sich auf gewissen Gebieten Südrusslands, vor allem aber am Mittellauf des Dnjepr, neue Volksgruppen aus Abkömmlingen des Kernvolkes Attilas, die in Verbindung mit den einheimischen Volkselementen (Abkömmlingen der

alten Skythen, Sarmaten usw.) einen grossangelegten wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung hervorriefen. Die wirtschaftlichen Beziehungen der früheren Hunnenzeit wurden wieder hergestellt und ein reger Warenausverkehr liess sich mit Byzanz und Persien ausbauen. Der grösste Aufschwung erfolgte am Dnjepr, wo heute Stadt und Gouvernement Kiew liegen. Kiew wurde zu einem Hauptstapelplatz für die verschiedensten Waren und Mittelpunkt der verschiedensten Handwerker. Seit dieser Zeit ist die Entwicklung bis zur Entstehung des Kiewer Staates geradlinig. Dieser grosse Aufschwung hat eine ausserordentlich reiche Blüte der Metallkunst mit sich gebracht.

In dieser Metallkunst sind zwei Hauptrichtungen — wohl auch ethnologisch begründet — zu unterscheiden: der abstrakte Stil der Hunnen und die wiedergeborene, mehr naturalistisch gestaltete greko-skythische Kunst. Die Krimgotenkultur schliesst sich gleichfalls an diese blühende Mischkultur an und hinterlässt auch in der Metallkunst des Dnjeprgebietes bedeutende Spuren. Nun betrachten wir die beiden Hauptrichtungen dieser neuen Kunst des Dnjeprgebietes.

In einem grossen Silberfund des Dnjeprgebietes (Fundort: Martinovka, Gouv. Kiew) sind hervorragende Beispiele der beiden Richtungen beisammen zu finden (Abb. 4 und 5). Aus der symmetrischen Ornamentik dieser Riemenzungen und Beschläge wird das heutige Auge die Tierformen oder Tierelemente kaum herausfinden können. Mit analytischer und vergleichender Methode lässt sich jedoch erweisen, dass es sich hier um eine Abstraktion von alten hunnenzeitlichen Tierbildern handelt. Am besten noch kommt dies bei den Stücken 4 und 5 der Abb. 4 zum Ausdruck, obwohl der Laie die Tierformen auch bei diesen ganz vergebens suchen wird. Es genügt hier zu sagen, dass die Ziermotive symmetrische, auf das Einfachste zusammengezogene Tierbilder darstellen. Ausserdem wird diese eigentümliche, abstrakte Kunstsprache auch mit Pflanzenelementen verwickelt (am klarsten bei der Riemenzunge Nr. 3 der Abb. 4).

Diesen abstrakten Tierdarstellungen stehen andere Stücke desselben Fundes mit ihrer realistischen Darstellungsweise gegenüber (Abb. 5). Die zwei Menschenfiguren sind erneute Skythendarstellungen mit der kennzeichnenden Kapuze der hellenistischen Zeit. Auch die Tierfiguren bewahren den alten greko-skythischen Stil getreu, kombiniert mit den Kerbschnittmustern der krimgotischen Fibeln am Hals der Tiere. Diese Richtung kann im Gegensatz zum abstrakten Stil der gezeigten Riemenzungen neo-skythisch genannt werden.

Diese späthunnische, oder nachhunnische Kunst hat unzählige sporadische Denkmäler in verschiedenen Gegenden Russlands, in

Siebenbürgen, Ungarn, in gewissen Gegenden des Balkans, nach Osten bis nach Sibirien, nach Westen in Norditalien und Süddeutschland hinterlassen.

Ich habe in meinen letzten Arbeiten die byzantinischen Beziehungen, einzelne Lokalgruppen und Zentren dieser Kultur festzustellen versucht. Es hat sich erwiesen, dass sie bereits in den letzten Jahrzehnten des 6. Jh.-s nach Ungarn verpflanzt wurde und hier lokale Zentren, wie in Keszthely und am unteren Mareschfluss, gebildet hatte. Der bedeutendste Mittelpunkt war indessen die Stadt Kiew, die es diesen Zeiten zu verdanken hatte, dass sie bald zu einer der grössten Industrie- und Handelsstädte Osteuropas wurde.

Somit ist gewiss, dass sämtliche Tiermotive von Stil II, sowohl die zweiteilig ausgebreiteten, als auch die realistischen Tierfiguren aus dem Kreise dieser späthunnischen Kunsttätigkeit stammen. Die erwähnten Zentren haben in grosser Anzahl die verschiedensten Abwandlungen der einen oder anderen Stilrichtung erzeugt. In den östlich von Süddeutschland liegenden Gebieten finden wir die zu der einen Gruppe gehörenden Erzeugnisse an einer Stelle massenhaft beisammen. Sie wandeln Bestände der einen oder anderen Richtung der neuen Kunst der Dnjeprgegend weiter ab.

Als diese Kunsttätigkeit vom Dnjeprgebiet nach Ungarn verpflanzt wurde, vermischten sich einzelne Elemente der beiden Kunstrichtungen stark miteinander. Als Beispiel sei hier eine Gruppe der Bronzen von Keszthely angeführt (Abb. 6). Laut gleicher Stempelmuster und Anordnung stammen fast alle diese Bronzen aus ein und derselben Werkstatt. Krimgotische Fibelformen (2, 4, 5, 9), neo-skythische figurale Motive (1, 3) und ganz abstrakte Stempelmuster (12) vereinigen sich in dieser Bronzegusskunst. Die symmetrische Tierkomposition (1) verdient besondere Beachtung, weil sie nicht ein Tierpaar, wie es in der Fachliteratur heisst, sondern die beiden Seiten eines Tieres ausgebreitet darstellen will. Es handelt sich hier um eine Kombination des realistischen Tiermotivs (wie etwa Abb. 5 : 3, 4, 5) mit der abstrakten Darstellungsweise.

Ebenso in der Werkstatt von Keszthely wurden Hunderte von bronzenen Armringen mit Tierkopfundungen hergestellt, von denen eine Gruppe auf Abb. 7 und 8 zu sehen ist. Die Hauptrolle spielen hier die Wellenlinie, bzw. das Bandgeflecht, Punktkreise und Halbkreis- oder Punktmuster, alle in die Bronze eingestempelt.

In diesem Kreis entstand Stil II! Die Löwenfigur unter den Bronzen des Fundes in *Ischl an der Alz* (Abb. 3 : 2) ist ein typischer Ver-

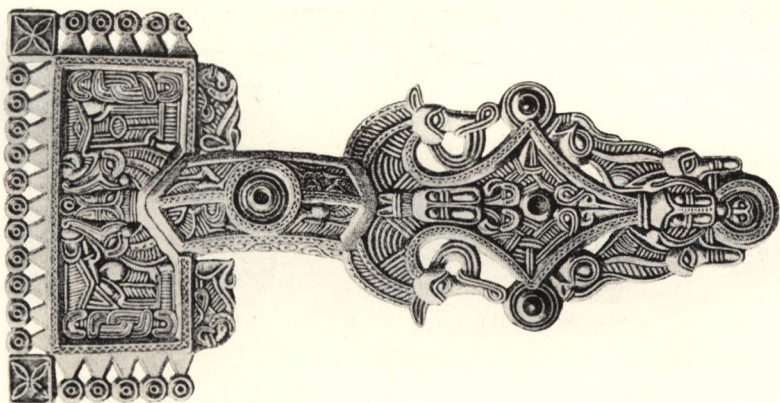


Abb. 1: Fibel in Stil I; Seeland, Dänemark (nach Salin).



Abb. 2:

1—3, Goldstücke in Stil II verziert, Ungarn.
4, Bronzestück von Abenheim, Rheinbessen
(ausgebreitete Darstellung eines Ebers in Stil II).

Abb. 3:

Funde von Ischl an der Alz, Bayern.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Abb. 4: Funde von Martinovka, Gouv. Kiew.

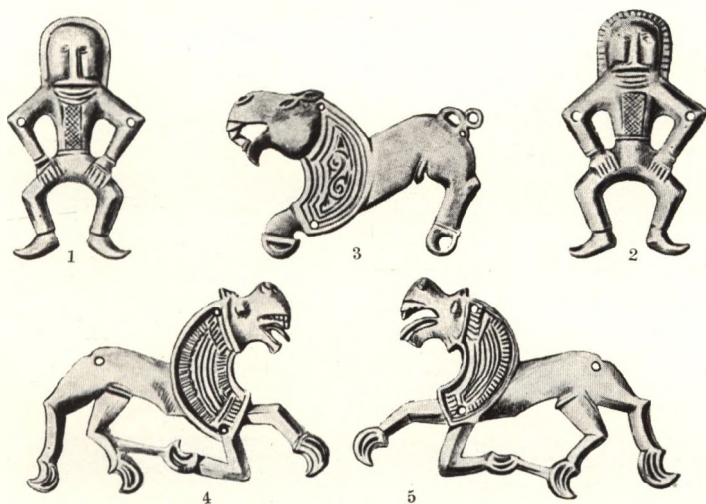


Abb. 5: Funde von Martinovka Gouv. Kiew.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

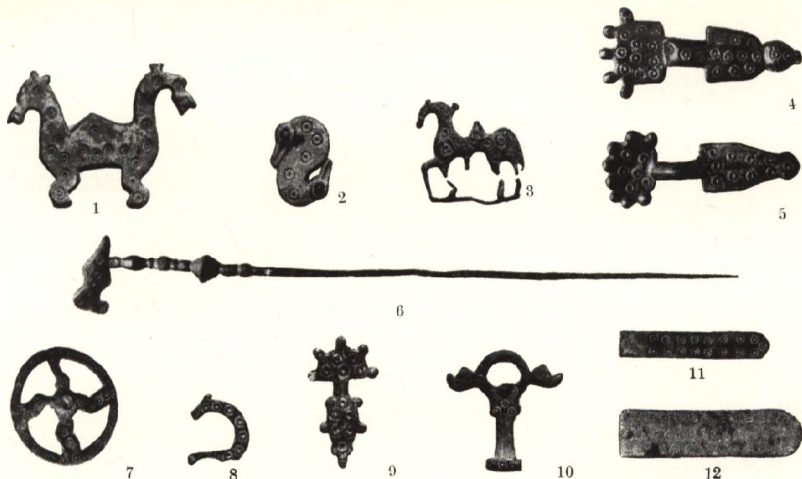


Abb. 6: Bronzegüsse mit Stempelmustern aus der Gegend Keszthely.



Abb. 7: Bronzene Armbänder mit eingravierten und eingestempelten Mustern aus der Gegend Keszthely.

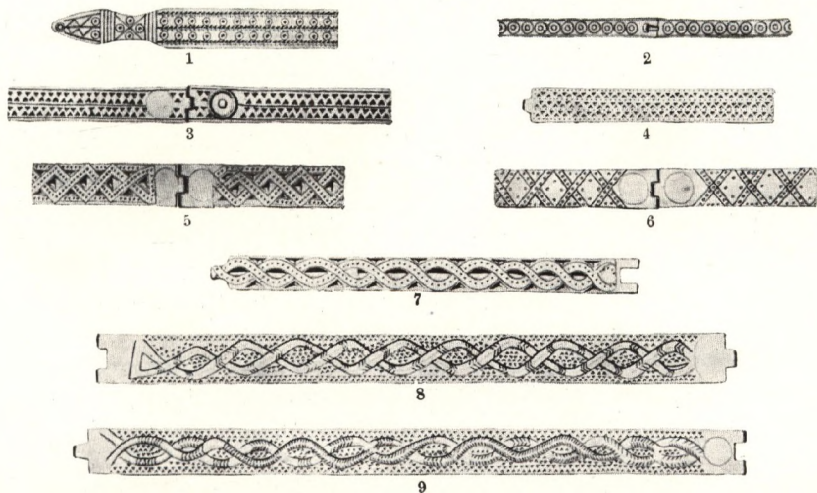


Abb. 8: Bronzene Armbänder mit eingravierten und eingestempelten Mustern aus der Gegend Keszthely.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

treter der späthunnischen neo-skythischen Kunst der Dnjeprgegend, usw. ohne jede Umgestaltung. Die Vogelfigur ist, wie gesagt, schon ein wenig umgebildet; ihre Augenbraue ist schon ein typisches Element von Stil II. Die eingestempelten Dreieck-Muster in wechselnder Reihenfolge sowie die gleichen Muster des Triquetrum (Abb. 3 : 3) gelangten aus dem Kreis des abstrakten Stils auf die neo-skythischen Tierbilder.

Hiedurch erhalten die drei Goldstücke des Ungarischen Nationalmuseums (Abb. 2 : 1—3) eine neue Beleuchtung, bzw. Deutung. Die Tierfigur Abb. 2 : 3 ist ein typisch neo-skythisches Tiermotiv. Die Muster der beiden anderen Goldstücke (Abb. 2 : 1—2) folgen dagegen der Anordnung gewisser abstrakter Muster der nachhunnischen Kunst. An der Riemenzunge fand eine kennzeichnende diametrale Komposition in zwei Varianten, an der Schnalle dagegen eine ausgebreitete Tierkomposition Verwendung.

Dem Bandgeflecht kommt in dieser nachhunnischen Kunst auch ohne Tierköpfe eine zoomorphe Bedeutung zu. Die hunnische Abstraktion hat die Darstellungsweise auf diese Höhe erhoben. Unter den Bronze-Armringen von Keszthely sind mehrere Stücke ohne Kopfendung erhalten geblieben (Abb. 8 : 7—9). Auf den beiden Bandgeflecht-Mustern 8 und 9 der Abb. 8 ist auch der altskythische Zahnschnitt, das erwähnte Zierelement der Goldstücke des Ungarischen Nationalmuseums, zu sehen. Die neo-skythische Stilrichtung hat diesen mit vielen anderen altskythischen Elementen zusammen aufs neue ins Leben gerufen.

Somit werden Sinn und Bedeutung des Bandgeflechtes — in der bisherigen Fachliteratur ungeklärt — verständlich vor uns stehen. Das Bandgeflecht ist hier ein Kunstmotiv tierischen Charakters wie z. B. die ausgebreitete Tierkomposition des abstrakten Stils, oder die im Profil dargestellte Tierfigur der neo-skythischen Richtung.

Bei der Geburt von Stil II waren diese verschiedenen Stilrichtungen als Elemente des neuen altgermanischen Stils zuweilen ganz verschmolzen, zuweilen aber auch vollkommen rein gehalten verbreitet. Daher werden im frühen Stil II gleichzeitig sowohl selbständige Tierfiguren in Profilstellung, als auch phantastisch erscheinende Tierbilder mit bandartigen Körpern in diametralen oder ausgebreiteten und anderen Kompositionen verwendet.

Die Tierkunst von Stil I passt in das System dieses Stils II keineswegs hinein. Sowohl die Auffassung des Tierkörpers, als auch die Stilisierung und Anordnung lassen sich auf einen anderen Kunstkreis, auf andere Vorgänge zurückführen. Stil I wurzelt in den halb barbarischen,

halb römischen Kerbschnittbronzen der späten provinzialrömischen Kunst. Die frühesten Produkte des Stils II führen uns dagegen nach Südosteuropa, in den Kreis der hunnischen und gotischen Volksbestände des 5. und 6. Jahrhunderts.

Welche Lehren können aus der Entdeckung dieser vielleicht tiefsten Quelle der altgermanischen Kunst gezogen werden? Das Beispiel Stil II erschliesst uns aus einer längst vergessenen Vergangenheit die Tatsache, dass die altgermanische Welt mit der antiken Steppenwelt des unmittelbaren Ostens jahrhundertlang in engster wirtschaftlicher und geistiger Verbindung gestanden hat. Gebiete der freien Germanen und der Steppenzone bildeten zu jenen Zeiten eine zusammenhängende Einheit, im Gegensatz zur Südwelt der sog. Hochkulturen, deren Denkweise und Lebensformen anders geartet waren.

Ein Teil der Kulturgüter der griechischen und der iranischen Welt wurde durch Vermittlung der griechischen Kolonien am Schwarzen Meer zu den Nordvölkern befördert. Sie haben dann diese Kulturbestände dem eigenen Geschmack, der eigenen Denkart angepasst, umgeformt und weiter entwickelt. Die grössten Propagatoren dieses Prozesses waren die Hunnen und die Goten. Das Entstehungsproblem von Stil II leuchtet in die unklarsten Tiefen der alten europäischen Kulturgeschichte hinein. Das Problem des Verhältnisses der germanischen Welt zur hunnischen wird jetzt durch eine neuartige Behandlung der Entstehung der altgermanischen Kunst von einer neuen Seite her beleuchtet. Die realen Grundlagen der hunnischen Überlieferung eröffnen sich uns mit Hilfe des unverfälschten archäologischen Denkmalbestandes der altgermanischen Kultur.

DIE FAUST-ILLUSTRATIONEN MICHAEL ZICHYS

VON EDITH HOFFMANN

„Es ist so schwer, dass etwas geleistet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht passt. Kupfer und Poesie parodieren sich gewöhnlich wechselsweise“, dies war das strenge Urteil *Goethes* über Buchillustrationen und dem gemäss liess er die erste Ausgabe des *Faust* ohne Kupfer erscheinen. Er wollte die Wirkung des Werkes, das ihm am meisten am Herzen lag, nicht durch eventuell misslungene Bilder beeinträchtigen. Geistig seinem Werke ebenbürtig fühlte er eine einzige Faust-Darstellung, die berühmte Radierung *Rembrandts*, von der er nicht ahnte, dass sie erst hundert Jahre nach dem Tode *Rembrandts* durch den geistreichen und treffenden Einfall eines Kunsthändlers zu der Benennung „Faust“ kam. Er hatte das Meisterwerk *Rembrandts* stets bei sich; es entsprach vollständig der Vorstellung, die in ihm von der Gestalt *Fausts* lebendig war.

Das vernichtende Urteil *Goethes* wurde durch die späteren Faust-Illustrationen in vollem Masse gerechtfertigt; die meisten blieben dem Text fremd, den sie zu schmücken hatten, ein Glück, wenn sie nicht wider ihn arbeiteten. Die Bemerkung *Goethes* ist aber auch im allgemeinen zutreffend, besonders was die Illustrationen der bedeutendsten Schöpfungen der Weltliteratur betrifft; ebenso steht es um die Bildnisse hervorragender Geister. Das grosse Ansehen des zu illustrierenden Werkes oder der zu porträtierenden Persönlichkeit würde auch dann lähmend und hemmend auf die Schöpfungskraft des Künstlers wirken, wenn in den meisten Fällen nicht ein fast unüberbrückbarer Unterschied zwischen der Bedeutsamkeit der beiden Persönlichkeiten, ein Sich-Aufschwingen zum Gegenstand nicht schon von vornherein ausschliessen würde.

Doch selbst in dem Fall, wenn es dem Künstler gelänge, etwas wirklich Wertvolles zu Stande zu bringen, wird seine Anerkennung auf neue Schwierigkeiten stossen: er muss die über den Gegenstand fertig mit sich gebrachte Vorstellung des Betrachters bekämpfen. Sei die Darstellung noch so vollkommen, wird der Betrachter mit ihr nie zufrieden sein, sollte sie seinem Kunstgeschmack oder seiner Auffas-

sung nicht entsprechen. Wie viel empfindlicher als jeder Betrachter ist aber der Verfasser selbst! Man findet es fast für unbegreiflich, dass sich überhaupt Verfasser finden, die mit Illustrationen ihrer Werke zufrieden sind und diese nicht nur aus Höflichkeit beloben. Die Zeichnungen von *Cornelius* belobte Goethe 1811 mit kühler Höflichkeit; erst viel später gestand er einem seiner Vertrauten, es hätte ihn bei ihrem Anblick ein Schauer erfasst. Obwohl eben die Reihe des *Cornelius* was den Ernst der Absicht und die Auffassung mancher Szenen betrifft, bis heute zu den bedeutendsten Faust-Illustrationen gehört, da ihr monumentaler Ton den Geist Fausts am ehesten erreicht. *Cornelius* selbst war bestrebt das Altdeutsche zu erfassen, auch Goethe fand die Zeichnungen zu altdeutsch; was sie darunter eigentlich verstanden, ist nicht ganz klar. Für uns strömt nur der Geist der Romantik aus ihnen, und dies eben stand — so fremd und neuartig es Goethe formell erscheinen mochte —, wenigstens seinen Hexen- und Teufel-Szenen doch am nächsten. Für die Bildkunst der Romantik aber hatte Goethe nichts übrig, selbst die Lithographien *Delacroix's* gefielen ihm nicht, wie er überhaupt die moderne Kunst nicht liebte. Sein Zimmer, das wir ja gut kennen, ist mit nichtssagenden Kleinigkeiten, schon damals überholten Bildchen kleiner Künstler vollgehängt. Wie häufig kommt es vor, dass dem Geschmack der Dichter in der Bildkunst viel veraltete Richtungen nahe stehen, als die sie selbst in der Literatur vertreten! Und wenn er schon wählen musste, so waren ihm die Zeichnungen *Retsch's* am liebsten, der mit seinen rein klassizistischen Umrisslinien bemerkenswerte, fast infantil anmutige Figürchen auf das Papier riss. Was Gemeinsames empfand wohl Goethe zwischen den reizvollen kleinen Puppen *Retsch's* und seinem eigenen *Faust*?

Auch Goethe selbst verfertigte sieben Zeichnungen zu den beiden Teilen des *Faust*. Sie sind ein leichtes Festhalten der allgemeinen Anordnung der Figuren, in der Art von Aufzeichnungen; unscheinbare Entwürfe, und doch „dem Sinne und dem Tone nach“ die einzigen, die zu dem Werk passen. Das merkwürdigste ist das Blatt mit der Erscheinung des Erdgeistes. Dieser Geist wurde später, bei der Bühnenaufführung des *Faust*, nach Goethes eigenen Anweisungen in der Form eines grossen transparenten Zeuskopfes dargestellt. Eine ziemlich matte Idee, wenn man an die Worte „schreckliches Gesicht“ und „Flammenbildung“ denkt; eine Idee, die Künstler, die sich an die Vorschrift hielten, aber kein Proportionsgefühl hatten, in ihren Bildern zu wahrhaft grotesken und geschmacklos plumpen Darstellungen verleitete. In seiner Zeichnung aber fand Goethe eine viel glücklichere Lösung: der Erdgeist ist hier ein junger Gott von impo-

santen Massen, mit flatternden Haaren und flammendem Strahlenkranz um das Haupt. Eigentlich ist auch dies nur eine Büste, aber von lebendiger, suggestiver, überwältigender Wirkung. Goethe umfasste den Geist mit einem mächtigen Rahmen, — ein sonderbarer Einfall, — doch dieser Rahmen lässt den unendlichen Abstand zwischen Faust und dem Geist, das Unerreichbare restlos fühlen.

Obwohl die Schwierigkeiten augenscheinlich sind, gibt es keinen profanen Gegenstand, den die Künstler als eine lockendere Aufgabe empfanden, als die Geschichte des Faust. Jedes Zeitalter bringt seine Versuche, sei es in Form von fortgesetzten Buchillustrationen, oder von selbständigen Gemälden oder Bildwerken, — natürlich kam der Geist der Darstellungen durch den zeitlichen Abstand dem Werke nicht näher. Und beachtenswert ist schliesslich nicht des Entstehen einer neuer Faust-Darstellung, sondern das Problem, was die Künstler der einander folgenden Epochen im Faust finden, was sie vor allem zum Nachempfinden anregt; denn es ist klar, dass in ihren Werken nicht der Geist der Goethe-Zeit zu Worte kommt, sondern der ihrer eigenen. „Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln; Was ihr den Geist der Zeiten heisst, Das ist im Grund der Herren eigener Geist, In dem die Zeiten sich bespiegeln“, — sagt Faust. Die grössten Namen des 19. Jahrhunderts haben ihre Versuche hinterlassen: nach *Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, B. Genelli, Schwind, Führich, Richter*, der den einfachen Ton von Kindermärchen anschlägt, *Menzel, W. von Kaulbach, Makart, Gabriel Max, Konewka* mit spielerischen Silhouetten; unter den Franzosen *Delacroix, Tony Johannot, Devéria, Ary Scheffer* u. a. m. Die Romantiker legen den Schwerpunkt auf das Phantastische, das Biedermeier hebt die bürgerlichen Genreszenen hervor, der Realismus kann sich nicht ersättigen im Herauskrämen von nebensächlichen Einzelheiten, der Historismus *Pilotys* bringt Bühnenbilder, der Impressionismus jagt Selbstzwecken der Licht- und Bewegungsproblematik nach, *Gabriel Max* kokettiert mit Pathologie, der Symbolismus geht über Goethe hinaus und die Kubisten kümmern sich garnicht mehr um Goethe. So wechseln je nach Persönlichkeit und Zeit die Bilder von Milde, Wildheit und Nervenauflösung, in jedem ist etwas aus der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit des Faust, doch das Ganze des Werkes nur annähernd zu erfassen ist keines im Stande. Goethe würde immer mehr Grund zum Entsetzen haben.

Es fragt sich zum Beispiel, ob die volkliche Eigenart zu dem Geist des Werkes gehört? Ob Goethe vor den Lithographien *Delacroixs* der-

artige Bedenken hatte? Die Reihe Delacroixs ist die einzige, die von künstlerischem Standpunkt aus des Faust würdig ist, die einzige, die durch ihre eigene Grösse das Gewaltige der Dichtung fühlbar machen kann, — doch ist dieses Werk urfranzösisch. Als Kunstwerk ist es eine unübertreffliche Schöpfung, — und wenn wir den Faust als eine der grössten Taten des menschlichen Geistes im allgemeinen betrachten, so ist auch eine französische Deutung dazu gewiss berechtigt. Legen wir aber Gewicht darauf, dass ausser dem allgemein Menschlichen auch die germanische Eigenart des Originals zur Geltung komme, — die z. B. auch im Rembrandtschen Faust stark hervortritt, — so müssen wir zugeben, dass das Werk Delacroix's an sich zwar von rührender Schönheit ist, dem durch und durch deutschen Faust aber trotzdem nicht restlos gerecht wird.

Die Faust-Illustrationen Michael Zichys sind nie in Buchform erschienen, sie wurden zum Gebrauch eines einzigen Kenners hergestellt. Die Bestellung eines vollständigen Faust für den Baron Horaz Günsberg erreichte Zichy in seiner kritischsten Pariser Zeit, am Ende der siebziger Jahre; er brachte insgesamt zwanzig Blätter fertig. Der Privatcharakter der Reihe bringt es mit sich, dass die im Goethejahr 1932 herausgegebene Prachtausgabe, in der die wichtigsten Faust-Darstellungen aller Völker gesammelt wurden, von den Zeichnungen Zichys keine Erwähnung tut, obwohl einige Blätter dieser Reihe zu den schönsten Stücken der unübersehbaren Menge von Faust-Darstellungen gehören. Der Künstler arbeitet mit edler Ökonomie. Das grosse Werk stets vor Augen haltend, versucht Zichy nicht gefällig zu sein, obzwar für ihn nichts leichter gewesen wäre. Er will nicht — wie einige Zeitgenossen — die Geschichte, die sich nicht auf Realitäten aufbaut, durch wesensfalsche und daher unbedeutende Schilderung des Milieus in die abgeschmackte Welt der Realitäten herunterziehen. Mit bewundernswerten Takt meidet er die Vergegenwärtigung dessen, wo der höchste Reiz im Ungewissen liegt. Er weiss, dass das Phantastische seinen ganzen Zauber verliert, wenn es zu sehr als Wahrheit geschildert wird; eben darum hat sich ja auch Goethe vor der Bühnenaufführung des Faust gescheut. Zichys leichte, stille Federzeichnungen kommen dem Geiste der Goethe-Zeichnungen nahe, sie sind eine seelenvolle, leise Begleitung zu Goethes Faust und nicht ein Überposauern der Dichtung.

In der ersten Zeit der Faust-Illustrationen stellen die Künstler die Person Gretchens und damit die Erzählung in den Vordergrund. Später übernimmt mehr Faust die führende Rolle, — insofern die

verschiedenen Stilverrenkungen nicht sämtliche Figuren für nebensächlich halten. Von den Ungarn hat A. *Liezenmayer* 1876 eine der reichhaltigsten Reihen geschaffen, das ganze Werk von Anfang bis zu Ende gleichmässig behandelnd. Das Hauptgewicht wird hier auf Gretchen und die Liebesgeschichte gelegt. Fast zu derselben Zeit interessieren Zichy bloss die vorhergehenden Szenen. Möglich, dass der Schein zu Gunsten Zichys trügt: da sein grosses Unternehmen bei der Hexenküche abbricht, kam er gar nicht zur Darstellung Gretchens. Der Unterschied erklärt sich aber eher aus der Verschiedenheit der beiden Künstlercharaktere. Schliesslich hätte Zichy, wenn ihm die späteren Szenen mehr bedeutet hätten, mit diesen beginnen können. Die Reihenfolge war nicht vorgeschrieben. Die Szene, in der Mephisto Faust einen Traum vorzaubert, klärt vollständig den Standpunkt der beiden Künstler. Liezenmayer widmet dieser Szene eines seiner grossen Blätter und stellt sie so dar, als ob sich Faust's Arbeitszimmer in die Liebeshöhle der Venus verwandelt hätte. Wir sehen die ruhende Venus, Amoretten, Blumen, Wolken, alles, was auf die Sinne wirkt. Zichy hingegen, der beste Kenner weiblicher Schönheit, verzichtet auf diese Sehenswürdigkeiten; er deutet den Traum nur mit einigen kaum merklichen Linien an, der Schwerpunkt der Darstellung fällt auch hier auf Fausts zusammengesunkene Figur.

Das Faust-Problem beschäftigte Zichy schon seit langem, wenn er auch in seinen selbständigen Bildern die wirkungsvolleren Szenen wählte, wie Auerbachs Keller, die Hexenküche u. a. m. Den unruhigen, die Wahrheit qualvoll suchenden Faust fühlte Zichy seinem, Idealen nachjagenden eigenen Ich seelisch nahe. Fausts *menschliche* Geschichte ergriff ihn nicht, nur sein übermenschliches Ringen. Dementsprechend ist seine Rede einfach und wie ein Bekenntnis. In der Szene mit dem Erdgeist setzt er an Fausts Stelle seine eigene Gestalt, ihm selbst gelten die Worte des Erdgeistes: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, Nicht mir!“ Besonders packend sind die Zeichnungen, wo Faust beim Klang der Osterglocken niedersinkt oder als er den häulenden Pudel zur Ruhe ermahnt.

Als Zichy Paris verliess, und ihn neue Bestellungen zur Arbeit drängten, liess er den Faust unvollendet, der Gegenstand blieb ihm aber auch weiterhin gegenwärtig, was auch das lange, friesartige Aquarell beweist, das er für einen Konzertsaal entwarf, 1881 aber Franz *Liszt* schenkte: „Die Musik begleitet uns von der Wiege bis zum Grabe“. In einer Reihe von Szenen findet man die „Konzertierenden Künstler“; neben *Rubinstein* und *Sarasate*, die eine Sonate

spielen, und einer Gruppe von Musikkomikern, steht ein Sangerpaar vor uns, eine Faust-Operette singend. „Nur ein Schritt trennt das Erhabene vom Lächerlichen“ — sagt die Aufschrift der dreiteiligen Gruppe, deren wahrer Sinn eben aus der dritten Gruppe hervorgeht, — die beiden anderen sind nur Gleichnisse. Faust und Operette! Dachte er wohl an Goethes Faust, oder an die Faust-Symphonie Liszts, als er die Gruppe zusammenstellte? Grössere Extreme kann man sich wahrlich nicht denken! Die Operette diente ihm wahrscheinlich auch als Gleichnis für viele Faust-Illustrationen, die in seinen Augen die Grenzen des Lächerlichen überstiegen. Mit dieser Auffassung aber griff Zichy unbewusst auf die Ansicht Goethes zurück: „Es ist so schwer, dass etwas geleistet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht passt. Kupfer und Poesie parodieren sich gewöhnlich wechselsweise“.

OSZK

Országos Szachanyi Konyvtar



Michael Zichy : Faust am Ostermorgen.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Michael Zichy: Faust und der Pudel.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

BULGARIEN UND DIE UNGARN

VON VITÉZ IVÁN NAGY

Die in den nordöstlichen Teilen der Balkanhalbinsel wohnenden kleineren und grösseren Volksstämme wurden erst durch die im 7. Jahrhundert am unteren Wasserlauf der Donau erscheinenden Bulgaren, die als ein Zweig des türkischen Völkerstammes, ein hochkultiviertes, ungemein tapferes, und sehr gut organisiertes kleines Volk waren, zu einem mächtigen Staat vereinigt. Allerdings übernahmen die erobernden Bulgaren die Sprache der sie an Zahl weit übertreffenden Slawen, doch übergaben sie ihnen ihre eigenständige geistige und wirtschaftliche Kultur, ihre Sitten und Gebräuche, die hervorragenden Eigenschaften ihrer Rasse, so dass hier *eine der bedeutendsten Nationen des Balkans* entstand. Dass die Bulgaren schon am mittleren Lauf der Wolga, an den nördlichen Abhängen des Kaukasus, später zwischen Don und Dnjepr bereits über eine hervorragende staatsbildende Fähigkeit, über ein unübertreffliches Kriegswesen, über eine eigenständige Volkskultur und über einen hochentwickelten wirtschaftlichen Sinn verfügten, und dass sie diese auch in das Donaugebiet mit sich brachten, bezeugen unwiderlegbar die Denkmäler der einstigen bulgarisch-türkischen Kultur, die bei den Ausgrabungen bei Pliszka, Mádara und Preszláv ans Tageslicht kamen.

Der Zufall wollte es, — oder was es die Fügung des Schicksals? —, dass einer der Hauptleiter dieser Ausgrabungen in Bulgarien, der Deuter der Funde ein ungarischer Gelehrter, Dr. Géza *Fehér*, ausserordentlicher Professor an der Universität Debrecen sein sollte.

Auf Grund der Forschungen ungarischer Sprachwissenschaftler war es schon seit langem bekannt, dass die Ungarn mit den Vorfahren der heutigen Bulgaren als Nachbarvölker in den russischen Steppen Jahrhunderte hindurch in engster Verbindung standen. Von den Ackerbau treibenden bulgarisch-türkischen Völkern übernahmen die Ungarn folgende Ausdrücke der Landwirtschaft: *bika* = Stier, *tulok* = Ochs, *tinó*, *üsöd*, *borjú* = Kalb, *kos* = Widder, *ürü* = Hammel, *gyapjú* = Schafswolle, *kecske* = Ziege, *olló* = Scheere, *sajt* = Käse, *túró* = Topfen, *disznó* = Schwein, *ártány* = verschnittenes Schwein, *serte* = Schweinsborste, *teve* = Kamel, *tyúk* = Huhn, *agár* = Wind-

hund, *kopó* = Jagdhund, *kölyök* = Junges von Tieren, *ól* = Stall, *békó* = Fessel, *gyeplő* = Zügel, *csökönyös* = störrisch, *tarló* = Stoppelfeld, *árpa* = Gerste, *búza* = Weizen, *eke* = Pflug, *sarló* = Sichel, *arat* = erntet, *kapa* = Hacke, *kéve* = Garbe, *boglya* = Heuschober, *szérű* = Tenne, *ocsú* = Afterkorn, *dara* = Gries u. a. m.

Als sich das Ungartum nach dem Zusammensturz, der dem Weltkrieg folgte, seiner Verlassenheit unter den europäischen Völker immer mehr bewusst wurde, erhielt Géza Fehér vom damaligen Kultusminister im Jahre 1921 den Auftrag, nach eingehendem Studium der alten Kultur und Geschichte des verwandten bulgarischen Volkes, ein Buch über die Entwicklung der urgeschichtlichen Beziehungen zwischen Bulgarentum und Ungartum zu schreiben. Géza Fehér, der als junger Gymnasiallehrer im letzten Jahre des Weltkrieges als Stipendiat des „Ungarischen Institutes“ zu Konstantinopel tätig war, begab sich im Sommer des Jahres 1922 mit grosser Begeisterung und voll weitgreifender Pläne nach Bulgarien. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes erregte er durch seinen, im Archäologischen Institut gehaltenen Vortrag über das in Mádara gefundene und in Europa einzig dastehende Felsenrelief, dessen Inschrift man bis dahin nicht hatte entziffern können, grosses Aufsehen.

Nach monatelanger Arbeit gelang es ihm an Ort und Stelle die griechisch-bulgarische Inschrift zu entziffern und ihren Sinn zu deuten. Es war also ein ungarischer Gelehrter, der zum erstenmal ausdrücklich *auf die glorreichste Zeit der bulgarischen Vergangenheit unter den Königen Krum und Omurtag* hinwies, deren monumentale Bauten von einer hervorragenden staatenbildenden Organisationsfähigkeit und einem hochentwickelten Kunstsinn zeugen. Eine Folge der Forschungsergebnisse des ungarischen Gelehrten war, dass auf ausdrücklichen Wunsch des Zaren Boris, auf die neuen bulgarischen Münzen das Bildnis des Khans Krum, der stilisierte Reiter von Mádara geprägt wurde.

Die aus dieser ruhmreichen Epoche der bulgarischen Geschichte erhaltenen Denkmäler bezeugen auch durch eine Reihe sachlicher Belege, dass Bulgaren und Ungarn schon in der Urheimat in engsten Beziehungen zu einander standen, ja dass *die von Osten mitgebrachte hohe Kultur* der im 9. Jahrhundert von den Gebirgshängen der Karpathen sich niederlassenden Magyaren mit der Kultur der Bulgaren im Ganzen und Grossen übereinstimmte. Das im 10. Jahrhundert zum Christentum übertretende Ungartum indessen kam um die sachlichen Zeugnisse seines heidnischen Lebens und seiner Mythologie. Indem daher Géza Fehér in zahlreichen Arbeiten die Kulturgeschichte der Bulgaren erschloss und allen zugänglich machte, erhellte er zugleich

die am wenigsten bekannte Epoche der ungarischen Vergangenheit. Nach seinen Forschungen waren z. B. der heilige Opferstein, die Zeremonien der Kriegserklärung und des Friedensschlusses, die Kampfweise, die Mütze, der Mantel, die Stiefel, ja selbst die Haartracht der Männer mit den drei Zöpfen, sowie die Goldschmiedekunst beider Völker gleich; sie bezeugen, dass Bulgaren und Ungarn einander einst sehr nahe standen.

Mit den mittelalterlichen Beziehungen beider Völker befasste sich von geschichtlichem Standpunkt aus vor allem Bálint Hóman. Um die sprachliche Erforschung ihrer Verwandtschaft haben sich besonders die hervorragenden Professoren der Universität Budapest, Zoltán Gombocz, Johann Melich und Gyula Németh verdient gemacht. Von grundlegender Bedeutung ist das Buch des bulgarischen Universitätsprofessors Nikov, *Bulgarisch-ungarische Beziehungen 1257—1277*, das 1920 von der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wurde. Zusammenfassend wurde die Entwicklung der geschichtlichen Beziehungen dargestellt von Géza Fehér in dem Bande *Kultur der bulgarischen Türken — Einfluss der bulgarischen Türken und der landnehmenden Ungarn auf die Entwicklung der osteuropäischen Kultur*, das mit zahlreichen Abbildungen von überzeugender Kraft im Herbst des vergangenen Jahres erschien.

Über das heutige Bulgarien und sein Volk handelt das Buch *Bulgarien* von dem Professor der Universität in Sofia Isirkov, das während des Weltkrieges erschienen, von der *Turanischen Gesellschaft* auch ungarisch herausgegeben wurde, und nicht nur wissenschaftlichen Kreisen, sondern auch dem grossen Publikum zugute kam. Eine anziehende Reisebeschreibung gab der ehemalige Musealdirektor in Debrecen Stefan Ecsedi in dem Buch *Im Lande der Bulgaren*, während das umfangreichste wissenschaftliche Werk über Bulgarien und sein Volk von dem Direktor des Ungarischen Nationalmuseums Zoltán Szilády herrührt, der für seine Arbeit vom bulgarischen Zaren auch eine Auszeichnung erhielt, wie auch Géza Fehér für seine erfolgreiche Tätigkeit wiederholt ausgezeichnet wurde.

Leider ist die Dichtung des anderen Volkes selbst den literarisch gebildeten Kreisen beider Nationen kaum bekannt. Wohl liess der gewesene Gesandte Bulgariens in Budapest Pancso Dorev 1917 eine Studie *Ungarn und das Ungartum* erscheinen, dem aber erst 1923, anlässlich der Hundertjahrfeier der Geburt Alexander Petőfis ein Band mit dessen Gedichten, Biographie und einer kurzen Würdigung von Prof. Arnaudow folgte. 1933 erschien — allerdings aus dem Deutschen übersetzt — der Roman von Franz Herczeg, *Sumpflume*, neuestens

aber *Die Tragödie des Menschen* von Emerich Madách in der vorzüglichen Übertragung des Ministerialsekretärs Konstantin Belcsef, mit einem Geleitwort des gewesenen Gesandten Ungarns in Sofia Peter von Matuska. Übrigens werden auf den bulgarischen Bühnen oft ungarische Stücke gegeben, allerdings zum grössten Teil leichte Lustspiele und Operetten.

Auch dem ungarischen Publikum sind leider die Werke bulgarischer Dichter und Schriftsteller nicht genügend bekannt. Besonders erwünscht wäre es, das wechselvolle Leben, die reiche und farbenfrohe Dichtung Christo Botevs, des „bulgarischen Petöfi“ auch den Ungarn bekannt zu machen. Glücklicherweise lebt in Ungarn ein junger, begeisterter bulgarischer Dichter Dr. Dimo Boiklieff, Lektor der bulgarischen Sprache an der Universität Budapest, der sich während seiner Studienzeit in Debrecen die ungarische Schriftsprache vollkommen angeignete. Boiklieff ist seit Jahren unermüdlich bestrebt die bulgarischen Dichter in guten Übersetzungen zu vermitteln; er übertrug etwa hundert bulgarische Gedichte, die er zunächst in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichte, — die unbekannteren, von tiefer Empfindung zeugenden Dichtungen fanden durchweg gute Aufnahme, — dann aber auch gesammelt in einem schön ausgestatteten Band als *Anthologie bulgarischer Dichter* erscheinen liess. Zwanzig Novellen von zehn bulgarischen Erzählern gab Paul Vásárhelyi in dem Bande *Bulgarische Schriftsteller* mit reizvollen Originalholzschnitten von Árpád Nagy heraus (Csongrád, 1937). Auf diese Weise entsteht eine kleine bulgarische Bücherei in ungarischer Sprache. Im ungarischen Nationaltheater wurde unlängst das Drama *Gewitter* von Peju Javoroff, das erste bulgarische Schauspiel auf ungarischer Bühne, mit grossem Erfolg gespielt.

Allein auch zwischen den Vertretern der Wissenschaft beider Länder wurden Beziehungen angeknüpft. Beinahe alle ungarischen Archäologen unternahmen auf kürzere oder längere Zeit eine Studienreise nach Bulgarien; von diesen besprach Ferdinand Fettich in Bd. XV. der *Archeologia Hungarica* auch bulgarische Grabfunde. Auch der gewesene ungarische Finanzminister, Roland von Hegedüs durchreiste Bulgarien, als er zu dem Lebensroman *Kossuths* über den Aufenthalt der ungarischen Emigranten in Bulgarien Material sammelte. Neben den Volkskundlern besuchte Bulgarien auch eine Abordnung ungarischer Ärzte unter Leitung von Prof. Dr. Gyula Darányi; mehrere Fachleute studierten das Unterrichtswesen in Bulgarien und in letzter Zeit hielt Zoltán v. Magyary, Professor der Universität Budapest Vorträge in Sofia.

Von den Gelehrten Bulgariens hielt vor allem Universitätsprofessor Dr. Bogdan *Filov*, Präsident der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, bulgarischer Unterrichtsminister und Ministerpräsident in Budapest Vorträge. Christo *Vakarelski*, Kustos des Ethnographischen Museums in Sofia widmete in Ungarn ein ganzes Jahr volkskundlichen Studien. Mit der Volksmusik und ihren Einflüssen befasste sich Rajna *Kacarova*, während Nikolaus *Mavrodinov*, ein junger, vorzüglicher Beamter des Bulgarischen Nationalmuseums, der sich gegenwärtig mit der Aufarbeitung des sogenannten Attila-Schatzes von Nagyszentmiklós beschäftigt, in Budapest, später als Gast des Collegium Hungaricum in Wien Kunstgeschichte studierte.

Trotz der sprachlichen Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, studieren seit dem Weltkrieg immer mehr Bulgaren an den ungarischen Universitäten. Die Anregung dazu ging von dem im Jahre 1917 in Temesvár errichteten, sog. *Balkanbureau* aus, durch dessen Vermittlung es 14 bulgarischen Mädchen und Jungen ermöglicht wurde, die dortige Handelsschule zu besuchen. Mit besonderer Vorliebe besucht die bulgarische Jugend die ungarische Hochschule für Körperbildung, wo sich bisher sieben Studenten das Turnlehrerdiplom erworben hatten. Auf Anregung dieser lud die bulgarische Regierung die Mustertruppe der Hochschule nach Bulgarien ein; ihre Turnaufführungen wurden in Sofia, Várna, Plovdiv und Russe mit grosser Anerkennung aufgenommen.

Im vergangenen Jahrzehnt studierten mehr als 200 bulgarische Studenten in Ungarn, deren Hälfte kostenlos im Budapester Horthy-Kollegium untergebracht wurde. Im laufenden Schuljahr liessen sich 86 Bulgaren auf den verschiedenen Universitäten einschreiben, von denen 20 in Budapest, 3 in Klausenburg (Kolozsvar), 3 in Debrecen, 9 in Szeged und 13 in Fünfkirchen (Pécs) die ärztliche Fakultät besuchen. Ein Bulgare studiert Rechte, drei von ihnen Philosophie an der Universität Budapest. An der Fakultät der Technischen Hochschule für Ingenieure und Architekten arbeiten 15 Bulgaren, an der für Maschinenbau und Chemie 9, an der Fakultät für Bergbau und Forstwesen 2. Die landwirtschaftliche und tierärztliche Hochschule besuchen 7, und an der volkswirtschaftlichen Fakultät studiert eine Bulgare. Zwanzig bulgarische Hochschüler erhalten kostenlos Unterkunft in dem Horthy-Kollegium.

Die in Budapest lebenden bulgarischen Studenten gründeten unter der Leitung von Boris *Nikoff* den bulgarischen Studentenverband *Omurtag Khan*, der jährlich mehrere ungarisch-bulgarische Studentenvorstellungen veranstaltet und der gegenwärtig die Herausgabe eines

ungarisch-bulgarischen Wörterbuches plant, das zunächst für die studierenden Bulgaren von grosser Bedeutung wäre.

Die Vorträge über bulgarische Sprache werden sowohl an der Universität als auch an der Technischen Hochschule von Dr. Dimo Boiklieff vor einer erheblichen Hörerzahl gehalten.

Die Universität in Sofia besuchen nur die Söhne von zwei in Bulgarien lebenden ungarischen Familien. Dennoch besteht in Sofia schon lange der von Ungarfreunden gegründete *Bulgarisch-Ungarische Hochschülerklub*, auf dessen Anregung im Jahre 1936 vierzehn, im folgenden Jahre zwölf Studierende am Sommerkurs der Universität von Debrecen teilnahmen. Mit Genehmigung des ungarischen Kultusministeriums kam zwischen dem *Hilfsverein der Budapester Mediziner* und den Studierenden der ärztlichen Fakultät in Sofia ein Übereinkommen zustande, nach dem in den Sommermonaten vier bulgarische Mediziner an den ungarischen Kliniken arbeiteten, während vier ungarische Hochschüler in bulgarischen Krankenhäusern tätig waren. Dieser Austausch erfolgt fast jährlich.

Die gesellschaftlichen Beziehungen werden durch die im Jahre 1913 gegründete *Turanische Gesellschaft*, durch die *Bulgarische Sektion* des *Ungarischen Nationalverbandes* und durch die, im Rahmen des *Verbandes Gesellschaftlicher Vereinigungen Tesz* entstandene *Ungarisch-Bulgarische Gesellschaft* gepflegt und gefördert. Doch auch in Miskolc und Kaschau (Kassa) werden ungarisch-bulgarische Vereine gegründet. Wissenschaftlich wird sich mit Land und Volk der Bulgaren der im Frühjahr 1939 im Rahmen der *Ungarischen Gesellschaft für Auswärtige Angelegenheiten* gebildete Balkanausschuss durch das geplante Balkaninstitut befassen.

In Ungarn leben 2838 bulgarische Staatsbürger, deren grösster Teil sich mit Gärtnerei beschäftigt; vor allem sind es die bulgarischen Gärtner, die unsere Städte mit dem nötigen Gemüse versorgen. Für die in Budapest wohnenden Bulgaren wird der Gottesdienst in bulgarischer Sprache gehalten; ihre Kinder erhalten muttersprachlichen Unterricht in der bulgarischen Volksschule.

Die Anzahl der in Bulgarien lebenden ungarischen Staatsbürger betrug im Jahre 1926 1380, im Jahre 1934 nur mehr 964 Seelen. Davon wohnen 508 in Sofia, 82 in Russe, 37 in Plovdiv und 14 in Burgas. Doch weiss man auch von Ungarn, die in den Hafenstädten der Donau, in Vidin (dem altungarischen Bodony), in Lom, Orehov und Svistov leben. Auch in der bei Varna liegenden Glasfabrik von Gebedzse arbeiten Ungarn. Sie werden durch die in Sofia und Russe tätigen ungarischen Vereine zusammengehalten. Der *Ungarische Verein in Sofia* wurde

bereits 1898 gegründet. Seine modernen Räume sind der Sammelplatz der in der bulgarischen Hauptstadt lebenden Ungarn. Der Verein verfügt über eine reiche Bibliothek und von den Spenden der Mitglieder werden jährlich beträchtliche Summen zur Unterstützung der darauf angewiesenen Ungarn verteilt. 1923 wurde zur Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls und zur gegenseitigen Hilfeleistung der *Kulturklub „Petőfi“ Ungarischer Arbeiter in Sofia* ins Leben gerufen. Der *Staatliche Julian-Schulverein* unterhält in Sofia eine Schule, deren Schülerzahl im vergangenen Jahr 24 betrug, während die höhere Schule von 18 Schülern besucht wurde. Die Volksschule in Russe hatte 22 Schüler; ihr Lehrer, Josef Nagy, erzielte anerkennenswerte Ergebnisse.

Dies sind die Organe, die das ungarische und bulgarische Volk kulturell mit einander verbinden. Der stets lebhafter werdende freundschaftliche Verkehr beider Nationen liess naturgemäss auch das Bedürfnis nach einer zielbewussten und organischen Leitung dieser kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen aufkommen. So kam es zur Unterzeichnung des *Bulgarisch-Ungarischen Kulturabkommens*, das in der Reihe der von Ungarn mit den befreundeten Nationen getroffenen Vereinbarungen ein wichtiges Glied bildet. Von ungarischer Seite wurde das auf Grund vorangehender Verhandlungen abgefasste Abkommen von Kultus- und Unterrichtsminister Bálint Hóman unterzeichnet, der sich im Februar d. J. auf mehrere Tage nach Sofia begab. Die organische Zusammenfassung der bisherigen Beziehungen wird sowohl für das Ungartum, — in der eingehenden Erforschung der zum Teil noch unbekanntem ungarischen Urgeschichte und der heidnischen Zeit, — als auch für das Bulgarentum, — dem nun die Kultur der durch seine westliche Lage begünstigen Schwesternation leichter zugänglich wird — gewiss die besten Ergebnisse erzielen. Das bulgarisch-ungarische Kulturabkommen soll im Geiste aufrichtiger Freundschaft die enge kulturelle Zusammenarbeit von zwei Brudervölkern in die Wege leiten, die von einander vor Jahrhunderten getrennt wurden.

DER SECHZIGJÄHRIGE BÉLA BARTÓK

VON LILY BERG

Ungarns Musikwelt feiert dieses Frühjahr den sechzigsten Geburtstag von Béla Bartók. (Geboren den 25. März 1881 in Nagyszentmiklós.) In all den Jahren seiner epochemachenden Wirksamkeit bewahrte Bartók die Jugendfrische der Seele und auch jetzt, auf dem Höhepunkt des Lebens, wo andere nur mehr rückwärts blicken, schreit er voll Begeisterung und glühenden Glaubens seinem Ideal zu, das in das Wort *Excelsior!* gefasst werden kann.

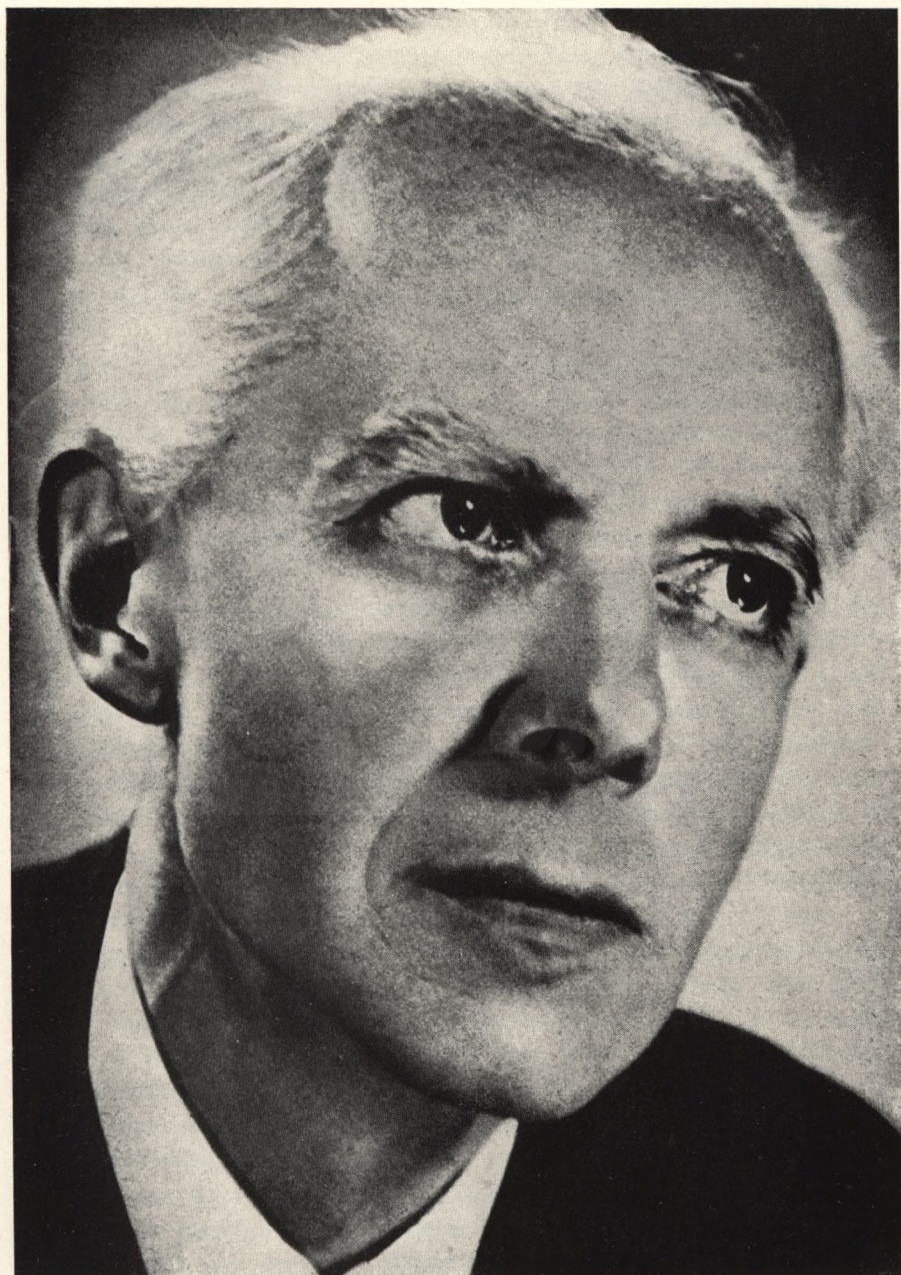
Dem ungarischen Boden entsprossen, in ungarischer Atmosphäre zu voller Grösse entfaltet, verkündet seine Kunst immer und ewig den Ruhm des ungarischen Genius.

*

Bartók's Wirksamkeit könnte eine neue musikalische Landnahme genannt werden. Seine Musik ist vollkommen neu; neu nicht nur in der Weltanschauung, in der Erfindung der Melodien und in der Technik, sondern neu auch in dem Stoff. Sie erschliesst uns eine neue Welt, die Welt des Ungartums.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist in der ungarischen Musik die Werbemusik die herrschende Gattung; sie bildet zugleich den Kern des romantischen Stils der ungarischen Kunstmusik der Zeit. Aus dem Werbelied entwickelt sich der *Csárdás*, der in den Händen der Liederkomponisten immer mehr verflacht. Die ungarische Tonkunst erschöpft sich in einem leeren Formalismus, in der fortwährenden Wiederholung von rhythmischen Formeln und der *Csárdás*-Kadenz, in Äusserlichkeiten eines faden Schwulstes und leerer Zieraten, ohne die umwüchsige Schönheit des ungarischen Temperaments, der Volkseele und ihrer Kraft auch nur ahnen zu lassen. Und mit ihrem verkümmerten Melodienschatz stand die ungarische Musik der gewaltigen deutschen Tonkunst gegenüber, die den Sehkreis der Komponisten einengte. Sie siechte langsam dahin. Die Ursachen ihres Siechtums waren sowohl Mangel an echter Fühlung mit der ungarischen Wesensart, als auch das Fehlen der Widerstandskraft fremden Einflüssen gegenüber.

Da erscheint im Blickfeld der volksfremd gewordenen, durch Nachahmung entarteten ungarischen Musik Béla Bartók. Der junge



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Bartók ist anfangs Anhänger Liszt's, dann fesselt ihn die orchestrale Farbenpracht Richard Strauss', bald auch Debussy und der Impressionismus; aber nur auf kurze Zeit. In seiner Seele brennt die Sehnsucht nach revolutionären Neuerungen. Er gelangt zur Erkenntnis, dass auf dem betretenen Wege kein Weiterkommen möglich sei, wenn die ungarische Musik sich nicht sowohl der Form, als auch dem Inhalte nach neu gestalten werde. Ungarische Volkspoesie und Volkskunst erschliessen einen unerschöpflichen Reichtum; sollte denn nicht auch die Musik durch die Volksseele angeregt, nicht von jener Urkraft befruchtet werden, die allen Offenbarungen des ungarischen Schöpfergeistes entströmt?

Bartók erachtete es für seine erste Aufgabe, die ungarische Tonkunst von den fremden Beständen zu reinigen und die ungarische Wesensart zu neuem Leben zu erwecken. Vor allem aber musste er die verborgene ungarische Seele entdecken. Er war sich dessen wohl bewusst, dass er keinen leichten Weg vor sich hat; dennoch betrat er diesen, um das ungetrübte Sinnbild der ungarischen Seele, das Bauernlied zu erschliessen.

Es war eine lange, beschwerliche Wanderung, die Bartók zu machen hatte, allein der Erfolg blieb nicht aus. Mit seinem gleichgesinnten Freunde und Kollegen, Zoltán Kodály, durchzog er das ganze Land, und suchte die entlegensten Orte des grossungarischen Raumes auf. Er befreundete sich mit einsamen, wortkargen Hirten und menschen scheuen Greisen, redseligen alten Mütterchen und geschwätzigen Kindern, entlockte ihnen ihr Geheimnis, und verschaffte sich Einblick in die Seelen, die das Volkslied bargen. Diese Entdeckung des ungarischen Liedes war eine wahre Heldentat, die nur durch stählerne Willenskraft, felsenfesten Glauben und idealen Kunstenthusiasmus möglich war.

Bartók bereicherte die ungarische Musik mit einem unermesslichen Schatz, von dessen Besitz man vor ihm kaum eine Ahnung hatte. Man wusste überhaupt nicht, dass die ungarische Seele auch im Bereiche der Musik eines so reichen Widerhalls fähig ist. Unter Bartók's Künstlerhand nahm das Volkslied tausend Gestalten an. Seine Schönheit erhöhte sich, seine Ausdruckskraft steigerte sich durch die Technik seiner Bearbeitungen.

Von den Kompositionen Bartóks stehen dem Publikum vielleicht die Klavierstücke am nächsten, da er in diesen einen tief menschlichen Ton erklingen lässt. In jedem dieser Stücke ist eine Überfülle an Kraft enthalten; sie entzünden die Phantasie, und lassen vor den geistigen Augen des Hörers lebensvolle Bilder erstehen. Der furchtbare Sturm, das wuchtige Kampfgetöse ungarischer Reiter der Völkerwanderungs-

zeit könnte wahrlich nicht ergreifender in Töne gesetzt werden, als es Bartók im *Allegro barbaro* tut.

Ein anderes Antlitz der ungarischen Seele zeigt sich in der milden Stille des kleinen Meisterwerkes *Abend bei den Székleren*. Alle Geheimnisse der Székler Dörfer, Wälder, Berge und Seen eröffnen sich in dieser ahnungsvollen Musik.

Der *Bärentanz* stellt das traurig-groteske Leben des Bärenführers und die symbolische Tragik des Bären dar: die Erniedrigung gefesselter Kraft. Der Bär und sein Gebieter wandern durchs Leben, einer als Sklave des anderen.

Bartók lässt in seinen Klavierwerken neue Empfindungen und Stimmungen erklingen, die dem Klavierspiel bisher unbekannt waren. Seine Lyrik, deren echt männlichem Charakter weder die Romantik, noch die moderne Dekadenz etwas anhaben machten, duldet keine sentimentale Rührseligkeit. Diese urkräftige Lyrik entspringt den Tiefen des Herzens.

Noch klarer als aus seinen Klavierwerken ist der Entwicklungsgang der Persönlichkeit Bartóks aus den Werken für Orchester zu erkennen: von der Fata Morgana-Stimmung der grossen ungarischen Tiefebene in der ersten *Suite* steigt er allmählich zu den lichten, jungfräulich-klaaren Gipfeln der Siebenbürger Berge empor. Er dichtet ungarische Musik, die in der Eigenart der Rasse wurzelt und tausend Jahre in den Tiefen der Herzen verborgen lag, um sich endlich den Weg zum Tageslicht zu bahnen. So versteht es sich, dass sein Orchester in Klang und Dynamik Merkmale sowohl der Rasse, als auch der Einzelpersönlichkeit aufweist. Dieses Orchester schillert in tausend Farben.

In seiner Kammermusik umweht uns wieder eine ganz andere Luft. Hören wir seine Quartette, so fühlen wir uns in neue, geheimnisvolle Regionen gehoben, wohin vor ihm wohl kein anderer Tondichter emporstieg. Der Hörer wird von eigenartigen Klangfarben, von der reinen Polyphonie ergriffen, und kann sich von den gewaltigen, mit unerhörtem Reichtum ihm zuströmenden Eindrücken kaum Rechenschaft geben.

In seinen Liedern setzt Bartók die düsteren Klagen seines kongenialen Landsmannes, des Dichters Andreas Ady in Töne um.

Seine einzige Oper, *Prinz Blaubarts Burg*, ist die erste Oper, aus der die ungetrübte Volksseele zu uns spricht; diese Musik entspringt den tiefsten Schichten des ungarischen Bodens, als leibliche Schwester des Bauernliedes. Mit dem Bauernliede fühlt sich Bartók blutmässig verbunden. Manche seiner Themen, die als Volksweisen anmuten, sind

eigene Erfindungen. Bartók's Ungartum ist so tief und echt, dass es selbst seinen Bearbeitungen rumänischer und slawischer Melodien das eigenartig ungarische Rassegepräge aufdrückt. Entfernt er sich manchmal vom Volkhaften, das in seiner Persönlichkeit sich beinahe zu etwas Transzendentelem vergeistigt, so ist die Atmosphäre seiner Musik doch so eigenartig, dass sie ihn von allen anderen Komponisten scharf unterscheidet.

Seine Pantomime *Der hölzerne Prinz* wirkte bei der Uraufführung wie eine Offenbarung. Hier kam Bartók zum ersten Male mit der Tanzbühne in Berührung. Das Stück besteht aus einer Reihe feenhafter und grotesker Tänze. In der grotesken Tanzweise der lebendig gewordenen Holzfigur wird das kantige, steife Linienspiel des Kubismus in Musik umgesetzt. Sie erinnert uns an Bartók's *Portrait*, diese für Orchester verfasste Grotteske. Die warme Lyrik des Naturerwachens wird hier dramatisch gestaltet: der Wald setzt sich in Bewegung, der Fluss tritt aus seinem Bett. Sein drittes Bühnenwerk, die Pantomime *Der wundervolle Mandarin*, das im Kön. Ung. Opernhaus zur Aufführung gelangt, stellt den Kampf des Menschen um die Erfüllung seiner Sehnsüchte dar. In Bartóks Orchester erklingen die Wirbel des Lebens, unergründliche Tiefen, die Leidenschaft des Kampfes. Immer keuchender wird der Atem des Mandarins, der in rasendem Tempo seinem Ziel zustrebt. Endlich stürzt er zusammen, sein Wunsch ist befriedigt, nun kann er sterben.

Die *Musik für Streichinstrumente, Celesta und Schlagwerk* bedeutet vielleicht den Gipfel der Kunst Bartóks. Die Polymetrik des Volksliedes wird hier kühn mit den hinkenden Synkopen der Jazzmusik vermenget. In dem dritten Satz steigert sich Bartóks rhythmische Invention zu einer schrankenlosen Mannigfaltigkeit: der Rhythmus wechselt in jedem der letzten 28 Takte (6/8, 5/8, 8/8, 12/8, usw.), ohne dass dadurch etwas von der Einheit der Melodienführung eingebüsst wird.

Die Stücke der Sammlung *Mikrokosmos* entsteigen dem Klavier seltsam gestalteten und gefärbten Raketen gleich. Sie gehören mit zu den bizarrsten und interessantesten Schöpfungen der Wunderwelt Bartóks.

Sein Formsinn erinnert an den der grössten Meister. Die strenge Architektonik steht besonders in den letzten Quartetten auf Beethoven'scher Höhe. Seine von innerer Kraft strotzende Melodik drang in den neuen linearen Konstruktionsstil, was naturgemäss die Gestaltung eines neuen Harmoniesystems mit sich brachte. Bartók's Kunst trug viel zur Vervollkommnung des modernen kontrapunktischen Stils bei,

der mit seinem horizontalen Melodienbau an Stelle des veralteten Akkordsystems der Romantik und des Impressionismus trat.

Und der weltbekannte Komponist ist zugleich ein Meister des Klavierspiels und ein vorzüglicher Musikpädagoge. Sein Vortrag lässt die klassischen Meister in vollem Licht erscheinen; manch bisher unbekannter Zug im Bildnisse *Mozarts*, *Beethovens* erhellt sich durch sein Spiel. Die Werke von *Scarlatti*, *Couperin*, aber auch die der Zeitgenossen erklingen unter seinen Fingern mit besonderem Reiz. Das Eigenartigste im Vortrage dieser Werke ist Bartók's Anschlag, der von ganz persönlicher Färbung und eigentümlichem Zauber ist: kalt, schillernd, ja etwas hart und spröde. Dies erklärt sich nicht bloss aus seinem innersten Wesen, sondern ist zugleich auch durch seinen hageren Körperbau bedingt, die keine volle, wuchtige, sinnliche Farbenwirkung im Spiel zulässt. Das eigenartige *Martellato* spielt auch im künstlerischen Vortrag seiner Werke eine bedeutende Rolle.

Bartók ist eine volle Persönlichkeit; sein Spiel hat einen ganz eigenartigen Stil; dennoch drückte er keinem seiner Schüler gewaltsam sein Gepräge auf. Niemandem zwang er als Lehrer seine markante Persönlichkeit auf, vielmehr sollte seiner Auffassung nach jeder sein eigenes Ich bewahren. Fand er die Auffassung des Schülers annehmbar, so änderte er nichts daran. Immer betonte er, er wolle nicht nachgeahmt werden. Bloss in zwei Dingen war er unbeugsam: im Rhythmus und im Pedalgebrauch. Hier verlangte er vollkommene Leistung; konnte er seiner Auffassung bei einem Schüler nicht Geltung verschaffen, so befasste er sich mit diesem nur ungen.

Die pädagogische Tätigkeit Bartóks kennzeichnen ausserordentliche Geduld und grosses Wohlwollen. Seinen Schülern und Schülerinnen gegenüber erwies er sich stets verständnisvoll; kein Schatten der Wichtigtuerei oder der Unaufrichtigkeit lag in seinem Benehmen, umso mehr Ungezwungenheit und Natürlichkeit. Oft spielte er uns vor, und in den Lehrstunden setzte er unser Gehör durch schwere Übungen auf die Probe. Er sah es nicht gerne, wenn wir uns mit einem Werke allzu viel beschäftigten; dadurch erreichte er, dass man im Laufe eines Schuljahres ein ansehnliches Material aufarbeiten konnte. Auch unsere musikliterarische Bildung überwachte er stets sorgsam.

Unter den Komponisten gab es einige, denen er mehr, und andere, denen er weniger zugetan war. Ich glaube bemerkt zu haben, dass er für *Verdi* nicht viel übrig hatte. *Wagner* gegenüber zeigte er Anerkennung, doch konnte er sich auch für ihn nicht recht erwärmen. Ich hatte den Eindruck, dass seinem Herzen die französischen Komponisten, vor allem aber die Klassiker am nächsten stehen.

Wir besuchten seine Stunden gerne, denn wir fühlten, dass Bartók's Weltanschauung und die musikalische Atmosphäre, die er im Lehrsaale schuf, für unser ganzes Leben entscheidend sein werden.

Bartók ist nicht nur der Schöpfer einer eigenen Musik, sondern stellte auch die Grundsätze der weiteren ungarischen Musikentwicklung fest. Das Ergebnis seiner Tätigkeit als Volksliedsammler wird in vielen Tausenden von Phonogrammen im Museum für Volkskunde aufbewahrt. Er nahm alte Lieder auf Schallplatten auf, Lieder, die in mündlicher Überlieferung vielleicht seit Jahrhunderten unter den Bauern lebten. Mit unvergleichlich feinem Gehör und unbeirrbarer Musikalität dichtete er die irrationellen Werte um, die im Bauernliede zum Ausdruck kommen, gab sie in möglichster Vollkommenheit wieder, und stellte ein Register der gesammelten Volkslieder zusammen. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften plant die Herausgabe dieses grossen Werkes, das als Urkundenmaterial der ungarischen Musik die ganze musikalische Vergangenheit des Ungartums enthält. Bartók hat auf diesem Gebiete ähnliches geleistet, wie die ungarischen Sprachforscher, die den ungarischen Wortschatz gesammelt und nach Mundarten geordnet hatten; ja, sein Verdienst ist vielleicht noch höher zu schätzen, da seine Sammlung die einzige authentische und vollständige Enzyklopädie der ungarischen Musiksprache ist. In der Gegenwart wurzelnd beschwor er die vergangenen Jahrhunderte herauf, rettete manch unersetzlichen, der Vergänglichkeit geweihten Wert und wies uns zugleich den Weg der Zukunft. Welcher musikalischen Weltanschauung auch die Musiker künftiger Generationen huldigen, welche Technik sie auch zur Verwirklichung ihrer Ideale anwenden mögen: Stoff und Sprache der ungarischen Musik können unmöglich anders sein, als in den von Bartók und Kodály gesammelten Volksliedern. Ein unerschöpflich reicher Schatz ist in dieser Sammlung gegeben: ihn aufzuarbeiten würde kaum ein Jahrtausend genügen.

Kein ungarischer Dichter kann sich von der Muttersprache trennen, aber auch kein ungarischer Musiker wird sich von nun an von der ungarischen Musiksprache lossagen können: der Heimatsboden hält ihn mit festen Banden. Das ist das grosse Verdienst Béla Bartóks, der musikalisches Neuland eroberte, wodurch er seinen Namen nicht nur in die Geschichte der ungarischen Musik, sondern auch in die Kulturgeschichte Ungarns für immer eingeschrieben hatte.

ALTUNGARISCHE HAUSTIERE

VON BÉLA VON HANKÓ

Die ursprünglichen, altungarischen Haustiere sind von den westeuropäischen Haustierrassen ganz verschieden. Dies findet seinen Grund darin, dass die Ungarn, als sie vor 1050 Jahren sich im Herzen Europas, innerhalb des Karpathenkranzes niederliessen, ihre Haustiere aus dem Osten mit sich brachten.

Das Volk der Ungarn entstammt aus doppelter Wurzel. Aus einer europäisch-finnisch-ugrischen und aus einer asiatisch-altaisch-ogurischen. Die Völker der finnisch-ugrischen Völkergruppe wohnten vor der Geburt Christi an den Südhängen des Urals. Sie kannten bereits das Hauspferd, ritten es jedoch nicht, und hatten bloss Schafe und Hunde als Haustiere. Der südlichste Stamm dieser Völkergruppe waren die Ugren und deren südöstlicher Teil die Vorfahren der Ungarn, die wir *Vorungarn* nennen wollen. Zur Zeit der Geburt Christi brach ein berittenes türkisches Kriegervolk aus Asien hervor und unterjochte die Völker der finnisch-ugrischen Gruppe. Es war dies der westlichste Stamm der Oguren, der von den chinesischen Chroniken *Ting-Ling-Türken*, d. h. in Fee-Eichhornpelz gekleidete Türken benannt wurde. Die finnisch-ugrischen Völker zahlten ihnen in Pelzen Steuer, mit denen die Oguren bis nach Mittelchina regen Handel betrieben. Während sich allmählich die übrigen Stämme der Völkergruppe in den sicherheitsspendenden Urwald des nördlicheren Urals verzogen, traten die am Südhang des Urals, schon in der bewaldeten Ebene lebenden Vorungarn in eine innige Beziehung mit den Eroberern, übernahmen ihre hohe Kriegskultur und wurden selbst zum berittenen Hirtenvolke, während die Oguren die ungarische Sprache übernahmen, die nun mit vielen türkischen Worten bereichert wurde. Dieses aus doppelter Wurzel entstammende Volk, das die Chroniken *Unoguren*, *Unguren*, *Ungaren* nannten, zog nun nach Südwesten an das Asowische Meer und gründete dort die Urheimat von Meotis. Da es hier stets von asiatischen Reitervölkern, hauptsächlich den Petschenegen bekriegt wurde, zog es nach Westen in die Urheimat von Lebedien und Etelköz und von dort durch die Karpathenpässe vor 1050 Jahren ins heutige Ungarn.

Als die Vorungarn mit den Oguren zum Volk der Ungarn verschmolzen, verschafften sich jene ihre Vieh-, Schweine- und Pferde-

herden aus derselben Gegend, in der sie lebten, durch Einfang der dort lebenden entsprechenden Wildformen ihrer späteren Haustiere. Da die heidnischen Ungarn sich mit ihren Reitpferden begraben liessen und in die Gräber der Leute von niedrigerem Stand auch Schädel von Rindern, Schafen und Schweinen beigelegt wurden, ermöglichen die Untersuchungen dieser Reste ganz sichere Schlussfolgerungen über die Rassenzugehörigkeit der ursprünglichen Haustiere.

Vor 2000 Jahren, als die Vorungarn durch die Oguren-Türken beeinflusst, sich zum Reitervolk entwickelten, Wildpferde einfingen und sesshaft wurden, lebten in Eurasien noch zwei Wildpferdearten in grossen Herden frei. Das eine Wildpferd war der *Tarpan* (*Equus caballus* Gmelini Ant.), oder das russische Wildpferd, das im Osten Europas auf der südrussischen Steppe wohnte und eine Widerristhöhe von nur 130 cm hatte. Seine Farbe war mausgrau, es hatte schwarze Mähne, Aalstrich und Schweif, sein Kopf war klein und trocken, seine Beine lang und fein, seine Form und Haltung edel. Dieses Wildpferd wurde im Jahre 1879 ausgerottet.

Das andere Wildpferd hatte ursprünglich eine riesige Verbreitung und bewohnte die Wälder von Westeuropa bis nach Asien hinein. Dieses Wildpferd war der *Taki* (*Equus caballus* Przevalski Polj.) und hatte seiner grossen geographischen Verbreitung entsprechend verschiedene Sonderarten. So war seine Form in den nassen westeuropäischen Wäldungen in der Steinzeit weit grösser als seine in Asien im trockenen Klima lebende Form. Dieses Tier, dessen Nachkommen in Westeuropa heimisch geworden die schweren, grossköpfigen westeuropäischen kaltblütigen Pferdeschläge, im Osten aber die kleinen schwerköpfigen Mongolenpferde ergaben, wurde im Weltkriege in seiner letzten Zufluchtsstätte in Dzsungarien ausgerottet, nachdem sich vorher *Hagenbeck* noch 24 Stück verschaffen konnte, die in verschiedenen deutschen Tiergärten noch heute weitergezüchtet werden. Der *Taki*, von den Mongolen so benannt, war gleichfalls klein, nur 1.30 m hoch, mit braunem Rumpf und aussen schwarzen Füßen, schwarzer Mähne, Schweif und Aalstrich, mit kurzem, dicken Hals und schwerem grossen hängenden Kopf.

Aus tausendjährigen altungarischen Reitergräbern ausgegrabene Pferdeschädel beweisen nun, dass das Reitpferd der Ungarn dem Tarpanstamm entstammte, dass die Ungarn demnach das in ihrer Nähe wild lebende russische Wildpferd einfingen und heimisch machten. Es war also kein takiähnliches Mongolenpferd, wie früher angenommen wurde, sondern ein edelförmiges Tarpanpferd aus demselben

Stamme, aus dem all unsere heutigen edelblütigen orientalischen Hauspferde stammen.

Als sich die Ungarn in ihrer heutigen Heimat niederliessen, und später, um die abendländischen Verhältnisse kennen zu lernen, mit ihren Reiterschaaren bis an die Küsten des Atlantischen und Mittelmeeres heranstürmten, verbreiteten sie gerade durch ihre unerwartete Schnelligkeit unter den Fussvölkern Westeuropas riesigen Schrecken. Ihr Reitpferd, auf dem Männer, Frauen, Kinder und Greise gleich vorzüglich ritten, hatte eine breite Stirne, kleinen und trockenen Kopf, stahlharte Sehnen, feine Fesseln, und eine Höhe von nur 1·40 m. Diese Pferde bewegten sich ständig in Galopp, waren sehr ausdauernd und gegen jede Witterungsunbill abgehärtet. Sie wurden in halbwilden Herden gehalten, und waren höchstwahrscheinlich mausgrau; diese Farbe war noch im 15. Jahrhundert sehr verbreitet.

Als die Kumanen und später die Tataren nach Ungarn hereinbrachen und das ganze Land verwüsteten, erhielt das ungarische Pferd aus den grossköpfigen Pferden der Kumanen und Tataren Takiblut, das seine Form verschlechterte. Im 16. Jahrhundert dagegen, als die Türkenkriege begannen und die Türken das Herz Ungarns auf 150 Jahre besetzten, verbesserte sich der ungarische Landpferdschlag durch die vorzügliche Araberpferde der Türken ganz erheblich. Dieses Pferdmaterial, das eine durchschnittliche Widerristhöhe von 165 cm besass, erhielt sich bis zum 18. Jahrhundert. Nun liess Karl III. aus Spanien Berberpferde kommen um die Grösse der ungarischen Pferde zu heben. Im 19. Jahrhundert begann die Verbesserung des ungarischen Pferdmaterials durch die staatlichen Gestüte mit englischen und arabischen Vollblutpferden. So wurden in Ungarn vorzügliche Pferdeschläge erzielt, die den Ruhm des ungarischen Pferdes weit verbreiteten.

Das zweitwichtigste Haustier Ungarns, das Rindvieh, stammt vom europäischen *Ur* (*Bos primigenius* Boj.). Der *Ur* war in Europa, Asien und Nordafrika überaus verbreitet, und bildete dementsprechend schon als Wildform mehrere Sonderarten. Das Hausrind wurde überall aus der dort zuständigen Wildform des *Urs* heimisch gemacht. Die gewaltigste Form des wilden *Urs* lebte in den Waldungen zwischen den Karpathen und dem Ural. Diese wurde von den Ungarn noch in der Urheimat eingefangen und als Haustier benützt. Schädeluntersuchungen vom Hausrind der noch in der Urheimat wohnenden Ungarn zeigen vollkommen Masse und Proportionen der Urschädel, wie dies *Brauner* aus Odessa nachwies. Ich konnte auch Rinderschädel aus der Zeit der Landnahme untersuchen, mit Schädeln heute lebender ungarischer Rinder vergleichen und fand, dass das ungarische silberweisse,



Ungarischer Stier auf dem Hortobágy aus der Rinderherde der Stadt Debrecen.



Ungarische Kühe aus der Herde der Stadt Debrecen.

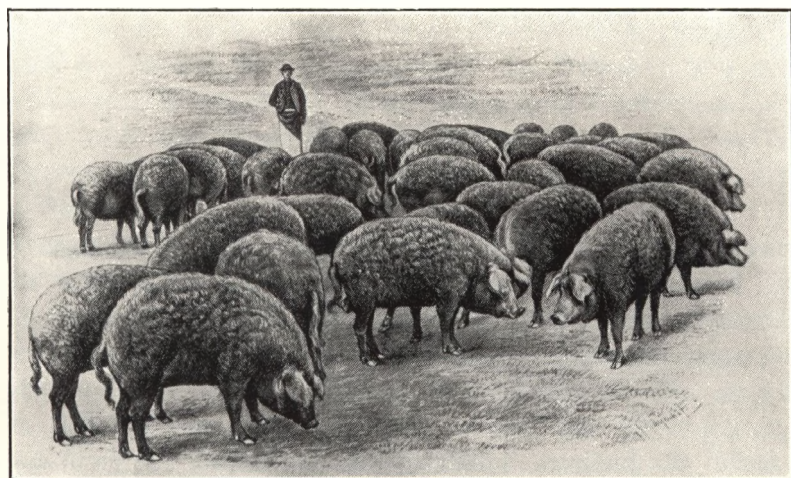
OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Altungarische schwarze Schafherde aus unvermishtem Geblüt im Winter auf der Waldweide von Bánk bei Debrecen. Die Tiere haben aufrechtstehende, gewundene Hörner und langes zottiges Vlies.

Országos Széchényi Könyvtár



Schweineherde der bereits ausgestorbenen Szalontaer—Rasse aus Kislér. Kalbsgrosse, ziegelrote Fleischschweine.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

grosshörnige Rind (*Bos primigenius hungaricus*) unmittelbarer Nachkomme des Urs (*Bos primigenius*) ist. Die ungarische Rinderrasse, die heute nur noch in Ungarn gezüchtet wird, hat jedoch nicht nur die Gestalt des Urs geerbt, sondern auch seine Kraft, Wildheit, Anspruchslosigkeit gegen Wetter und Futtermangel, sowie seine Widerstandsfähigkeit gegen Tuberkulose und Rinderpest.

Das ungarische Rind hatte einst eine riesige wirtschaftliche Bedeutung; es wurde von Anfang an jährlich zu hunderttausenden nach Mähren, Deutschland und Italien ausgeführt, um dort als Schlachtvieh verwendet zu werden. In Deutschland kamen die ungarischen Ochsen in grosser Menge auf die Märkte von Regensburg, Ulm, Strassburg, München und Nürnberg, und zahlreiche deutsche Urkunden bezeugen, dass ihr Fleisch für viel besser gehalten wurde als das des bodenständigen Viehs. Nürnberg rühmte sich, dass es jährlich allein 70.000 Stück ungarisches Schlachtvieh verbräuche. Das halbwilde ungarische Schlachtvieh wurde auf besonderen, kilometerbreiten Treibstrassen zu Fuss ins Ausland getrieben. Nach Italien kam es teils auf dem Landweg, teils über Triest und Buccari eingeschifft, und war auch dort sehr beliebt. In Norditalien entstand aus der ungarischen Rasse mit Bluteinschlag der bodenständigen das so berühmte Maremanne-Vieh.

Anfangs, und solange der Türke in Ungarn sass, kam immer genug Schlachtvieh ins Ausland, so dass Ungarn aus den Zolleinkommen immer genug Geld zur Kriegführung gegen die Türken hatte. Als aber das Land von der Türkenherrschaft befreit wurde, plünderten fremde Söldner Ungarn so gründlich, dass nach zeitgemässen amtlichen Berichten die kaiserlichen Kommissäre in ganz Ungarn kein einziges Stück Schlachtvieh auffinden konnten. Was an Vieh noch vorhanden war, versteckten die Bauern im „Grossen Wald“ bei Debrecen und in den Sümpfen des Moores von Ecsed. Wohl kamen dann friedlichere Zeiten, doch konnte sich die ungarische Rinderrasse nicht mehr zur alten Blüte erheben, da in Ungarn die westeuropäischen rotschecken Rinder in Mode kamen.

Das ungarische Vieh wurde nur wegen seines Fleisch gezüchtet, die Kühe wurden nicht gemolken. Als dann am Ende des 18. Jahrhunderts die abendländische Sitte des Milch- und Milchkaffeetrinkens in Mode kam, brachte man, anstatt aus der vorzüglichen ungarischen Rasse Milchkühe zu züchten, Milchkühe ins Land. Es war ursprünglich der Bernerschlag, der eingeführt wurde; aus Kreuzung dieser mit Landkühen der Deutschen um Bonyhád entstand die berühmte Bonyhader Kuh. Sie wurde und wird auch heute mit der Simmenthaler Rasse gekreuzt. Das Ergebnis ist, dass während im Jahre

1870 noch fast ausschliesslich ungarisches Vieh im Lande war, heute nur noch 13·4% des Viehbestandes der ungarischen Rasse angehört, der übrige Teil aber aus dem rotschecken ungarischen Vieh besteht, das hier im Lande ausgezüchtet wurde. Die im Lande befindlichen Zugochsen sind noch zu 37·8% ungarischer Rasse, die Milchkühe jedoch nur noch 8·8%. Ich will noch bemerken, dass die ungarische Kuh, wenn sie, wie die Rotschecke gehalten wird, genau so viel Milch gibt wie diese, oder die Rotschecke, bloss auf der trockenen Weide des Tieflandes gehalten, genau so wenig Milch gibt, wie die der ungarischen Rasse unter denselben Verhältnissen. Da die ungarische Rasse genügsamer und widerstandsfähiger als die Rotschecke fremden Ursprungs ist, kann es nur mit der Mode erklärt werden, dass die Rotschecken bevorzugt werden, trotzdem jede solche Kuh im Tieflande früher oder später der Tuberkulose verfällt.

Sehr grosse wirtschaftliche Bedeutung hatten früher auch die rein ungarischen *Schafe*, die von jedem anderen Schaf der Welt verschieden sind. Die *ungarischen* oder *Hortobágyer Zackelschafe* haben aufrechtstehende, schraubenförmig gewundene, gerade Hörner, langes, aus zottiger gemischter Wolle bestehendes Vlies, mit kurzem Haar bewachsenes Gesicht und Beine und eine gemsen- oder ziegenartig elegante Kopfhaltung. Dieses Schaf, das aus der Verhäuslichung des *Wildschafes* (*Ovis vignei* var. *arkar*) im heutigen Persien entstand, gelangte von dort nach Norden an die Südhänge des Urals, und wurde hier das Hausschaf der ur-ungarischen Völker. Als spontane Mutation entstand hier die geradestehende, schraubenförmig gedrehte Hörnerform, die sich als dominante Eigenschaft in beiden Geschlechtern hartnäckig bis heute vererbte. Das *ungarische Zackelschaf* (*Ovis strepsiceros hortobagyensis*) ist ein später domestiziertes, also ein jüngerer Haustier, als alle anderen Zackelschafe, da nicht nur der Bock, sondern auch das Schaf wohlentwickelte Hörner trägt, während alle Schafe anderer Zackelrassen bereits hörnerlos sind oder höchstens nur kleine, verkümmerte Hörnchen besitzen. Das ungarische Schaflamm wird schon mit 1 cm langen Hörnchen geboren. Während alle übrigen in Europa vorkommenden Zackelschafe aus ihrem Domestikationszentrum nach Westen, über Klein-Asien, den griechischen Inseln und den Balkan nach Mitteleuropa gelangten, wurde das ungarische Schaf, wie dies alle Chroniken einheitlich bezeugen, von den Ungarn auf dem Landweg über Südrussland in ihre heutige Heimat mitgebracht. Die Ungarn besaßen schon in ihrer Urheimat Meotis, Lebedien und Etelköz grosse Schafherden, die sie von dort mit sich brachten. Im heutigen Ungarn lebten vor der Landnahme andere Schafrassen. Ein Schaf, wie das

der Ungarn, besitzt kein anderes Volk. Selbst die in Ungarn ansässig gemachten fremden Nationalitäten züchteten dieses Schaf nie, auch hatte keine einzige auch nur einen Namen für es. Nur die Ungarn befassten sich seit jeher mit seiner Zucht.

Nicht alle Ungarn siedelten sich jedoch bei der Landnahme innerhalb des Karpathenkranzes an; im Osten wurden Vorpostenansiedlungen ausserhalb der Karpathen gelassen, bezw. gegründet. Das Schaf dieser Ungarn erhielt Blut von den *walachischen Zackelschafen* (*Ovis strep-siceros dacicus*) der langsam einsickernden Walachen, veränderte sich etwas und wurde zum *ungarisch-moldauischen Zackelschaf* (*Ovis strep-siceros hungaricus*). Als Ungarn im 17. Jahrhundert vollkommen ausgeplündert wurde, kamen diese moldauischen Schafe in grosser Menge nach Ungarn und vermischten ihr Blut mit der reinungarischen Rasse, so dass der grösste Teil der weissen ungarischen Zackelschafe nicht mehr reinblütig, sondern mit dem Blute der wallachischen Zackel mehr oder weniger vermischt ist. Nur die schwarzen ungarischen Schafe erhielten sich bis heute reinblütig.

Leider sind die ungarischen Zackelschafe im Aussterben begriffen. Sie wurden wegen der feineren Wolle der *Merinos* systematisch ausgerottet, so dass heute nur noch ganz kleine Bestände auf der Puszta Hortobágy vorhanden sind. Aus den *Merinos* entstand hier in Ungarn durch verschiedene Blutkreuzung das *ungarische Kammwollschaf*, mit vorzüglicher, bläulichweisser, langer und feiner Wolle. Heute besteht der Schafbestand Ungarns zu 99% aus solchen und reinen *Merinoschafen*; aus dem ursprünglichen altungarischen Schafbestand ist nur noch ein kleiner Rest vorhanden.

Von grosser wirtschaftlicher Bedeutung für Ungarn ist auch die Schweinezucht. Weltberühmt geworden sind die ungarischen *Mangalizzaschweine*, die seit 1830 in Ungarn zu reiner Fettschweinrasse ausgezüchtet, alle alten primitiven Schweinerassen aber ausgerottet wurden. Ursprünglich gab es in Ungarn eine Menge primitiver Fleischschweinerassen, von denen das *Szalontaer-Schwein* die bedeutendste war. Dieses Tier, das von Kalbsgrösse war und ziegelrote, halbkrause Haare hatte, brachten die Ungarn aus ihrer alten Heimat mit sich, wie dies alte Chroniken und Knochenuntersuchungen bezeugen. Hier im Lande fanden die staatgründenden Ungarn das in den Nordkarpathen vorkommende *Gebirgsschwein*, das in den Südostkarpathen lebende *stachelhaarige Schwein*, das in Transdanubien lebende *Bakonyer-Schwein*, südlich davon das *Schischka-Schwein*, im heutigen Kroatien das *Turopoljeer-Schwein* und im Tiefland das Sumpfschwein sowie als Nachfolger des *Avarenschweines* ein Fettschwein von kleiner Statur,

das *Türkisches-, Serbisches-, Ungarisches-,* oder *Mangalzaschwein* genannt wurde. Die wichtigsten Rassen waren das *Szalontaer-* und das *Bakonyer-Schwein*. Daraus, dass jenes von den Ungarn aus den süd-russischen Steppen mitgebracht wurde, folgt, dass die staatgründenden Ungarn keine richtigen Nomaden waren, da Nomadenvölker keine Schweine hatten und haben.

Die alten primitiven Schweinerassen, die ständig auf der Weide lebten und sich im Sumpfbereich von den Wurzeln der Binsen, im Walde aber von Eicheln mästeten, wurden seit jeher in grossen Mengen nach Deutschland ausgeführt; besonders das *Bakonyer-Schwein* hatte dort guten Ruf.

Als jedoch die Nachfrage nach Fettschweinen immer grösser wurde, hat man in den zwei Jahrzehnten nach 1830 aus einigen eingeführten serbischen *Sumadinkaschweinen*, die mit der ursprünglichen kleinen ungarischen Fettschweinrasse gekreuzt wurden, das prächtige ungarische *Mangalzaschwein* ausgezüchtet, aus dem heute der grösste Teil des ungarischen Schweinebestandes besteht. Aus Kreuzung dieser *Mangaliza* mit der *Szalontaer* Rasse entstand das *Neuszalontaer* bronzefarbene Schwein, das jedoch keine wirtschaftliche Bedeutung hat. Statt der ausgerotteten ursprünglichen, anspruchslosen Fleischschweinerassen hat man dann *englische York- und Berkshire-Schweine* eingeführt und hier weitergezüchtet, die den Fleischbedarf decken und als *Bacon* ausgeführt werden.

Ungarn besitzt auch uralte und vorzügliche Hunderassen. Als die *Vorungarn* in ihrer Urheimat an den Südhängen des Urals im Verbands der übrigen finnisch-ugrischen Völker lebten, und dort Fischerei und Jagd betrieben, waren ihre Haushunde zweifellos Jagdhunde. Als dann ihr Haushalt mit dem Schaf, Rind und Pferd bereichert wurde, und sie selbst zu einem vorzüglich reitenden Hirtenvolk wurden und die Urheimat um *Meotis* bezogen, hatten sie hier schon unübersehbare Herden von Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen, und bedurften zum Schutz der Tierherden auch starker Hunde, die ihre Tiere gegen Wölfe und Räuber zu verteidigen hatten.

Ein uralter ungarischer Hirtenhund dieser Art ist der *Komondor*, der noch heute in Ungarn lebt. Er stammt aus Binnenasien. Die Nomaden der Wüste *Gobi* besitzen noch heute ähnliche, allerdings kleinere Hirtenhunde. Der *Komondor* ist weiss, hat langes, zottig verfilztes Haar und eine Schulterhöhe von 90 cm. Heute wird er nicht mehr zum Schutz der Herden, sondern als Haushüter gehalten. Er ist kräftig, treu, mutig und sehr beliebt. Man zahlt um einen jungen *Komondor* den Preis von zwei Meterzentner Korn.

Der zweite uralte ungarische Hund ist der *Kuvas*. Seine Grösse ist die des Komondors, sogar noch etwas grösser, doch kommen unter ihnen nicht nur weisse, sondern auch wildfarbige Exemplare vor. Dieser Hund wurde früher als Jagd- und Fanghund bei den Bison- und Bärenjagden verwendet, dient jedoch heute hauptsächlich als Hüter des Hauses und Hofes.

Uralt ist auch der *Puli*, die kleinere Sonderart des Komondors von nur 40—50 Schulterhöhe und in allen Farben, meist schwarzgrau. Er wurde ursprünglich als Wasserjagdhund und zum Austreiben des Viehs aus den Ursümpfen benutzt, ist jedoch heute der beste treibende Schäferhund. Aus ihm wurde in Deutschland der *Pudel* ausgezüchtet. Der *Puli* ist genau so verständig und fleissig, wie der *Pudel*. Als statt der altungarischen Zackelschafe die *Merinos* ins Land kamen, brachten die fremden Schäfer auch ihre westlichen spitzartigen Schäferhunde mit. Aus Kreuzung des *Puli* mit dem *Spitz* entstand hier der *Pumi*. Er ist puliartig, jedoch etwas grösser und hat Stehohren; ein vorzüglicher Hirtenhund für Rinder- und Schweineherden. Aus Kreuzung des *Pumi* mit dem *Spitz* entstand der *Mudi*, gleichfalls ein vorzüglicher Hirtenhund.

Ausser dem *Selindek*, einer alten Doggenrasse, und dem *Kopó*, einem Rüden, die zu Jagdzwecken benutzt wurden, gab es seit alters her auch eine ungarische Vorsteherrasse von semmelgelber Farbe, zartem Körperbau, glatthaarig und kleiner als die deutschen Vorsteherrasse. Dieser ungarische Jagdhund ist im Lande noch heut sehr beliebt und arbeitet vorzüglich. Einst war auch die Windhundjagd stark verbreitet und es gab im Lande vorzügliche und weit berühmte Windhunde. Heute sind sie ziemlich selten.

Die Ungarn haben und hatten demnach ursprüngliche und eigenartige Haustiere, die ihnen seit mehr als 2000 Jahren dienen; heute sind sie entweder bereits ausgestorben oder aber im Aussterben begriffen. Sie haben wohl nicht dieses Schicksal verdient.

AUF NEUEN WASSERN

ANDREAS ADY

*Der Held der Zukunft thront auf deinem Kiele.
Verlacht ihn als berauscht! Er fährt zum Ziele!
Flieg, flieg, mein Schiff!
Der Held der Zukunft thront auf deinem Kiele!*

*O welche Seligkeit: im Flug zu gleiten
Auf neuen, keuschen, weiten Wasserbreiten!
Flieg, flieg, mein Schiff!
O welche Seligkeit: im Flug zu gleiten!*

*Stets neue Horizonte dich umschweben.
In jedem Nu ist furchtbar, neu das Leben.
Flieg, flieg, mein Schiff!
Stets neue Horizonte dich umschweben.*

*Ich brauch' euch nicht! Hinweg, geträumte Träume!
Ich suche neuer Qualen, neuer Wonnen Räume.
Flieg, flieg, mein Schiff!
Ich brauch' euch nicht! Hinweg, geträumte Träume!*

*Nie sing' ich, Graue, eure Melodeien!
Mag Geist, mag Weindunst Flügel mir verleihen!
Flieg, flieg, mein Schiff!
Nie sing' ich, Graue, eure Melodeien!*

Übersetzt von Friedrich Lám.

NIETZSCHE

GYULA JUHÁSZ

*Einsamer wird er immer.
Sein Geist noch kühner fliegt.
Zum Schlusse kniet er weinend
Vorm Los, das ihn besiegt.*

*Dann schweigt er nachtumfangen.
Schwarz will es ihn umwehn;
Bis er dann stehn bleibt ruhig
Und lächelnd vorm Vergehn.*

Übersetzt von Friedrich Lám.

RUNDSCHAU

Begegnung der Völker. Unter diesem Titel behandelt Prof. Dr. Hans Freyer in den *Leipziger Neuesten Nachrichten* (30. Jan. 1941.) anlässlich der bevorstehenden Eröffnung des *Deutschen Wissenschaftlichen Institutes in Budapest* grundlegende Fragen der *Deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen*. Wir heben aus den tiefgreifenden und von feinem Verständnis für die ungarischen Verhältnisse zeugenden Ausführungen Prof. Freyers folgende Sätze hervor: „Politische Beziehungen, sogar politische Freundschaften zwischen Staaten bekommen erst dadurch Tiefgang und Dauer, dass kulturelle Verbindungen mit ihnen parallel laufen. Erst so kommt es zu einer substantiellen Begegnung der Völker, zu so etwas wie einer Lebensgemeinschaft über die Grenzen hinweg, die auch Stimmungsschwankungen, gelegentliche Spannungen und Gemütstrübungen zu überstehen vermag. In der kulturellen Zusammenarbeit der Völker aber bildet die Wissenschaft zwar nicht den einzigen, aber einen höchst wichtigen Inhalt... Wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen den Nationen ist, wie die Wissenschaft selbst, eine langfristige Angelegenheit. Sie muss im Grossen gesehen, in Generationen aufgebaut werden, und auch im individuellen Fall muss sie früh begonnen und stetig gepflegt werden, wenn sie Halt und Dauer haben soll“. Sodann gibt Verf. eine knappe Übersicht der bereits tausendjährigen kulturellen Beziehungen zwischen dem Reich und Ungarn und weist dann auf die günstigen Voraussetzungen der Tätigkeit des *Deutschen Wissenschaftlichen Institutes*

in Ungarn hin: „es ist eindrucksvoll, in den Biographien der ungarischen Gelehrten früherer Generationen zu lesen oder aus dem Munde der heute lebenden zu hören, wie starke Einflüsse sie von der deutschen Wissenschaft empfangen zu haben sich bewusst sind und wie grossen Wert sie auf ihre deutschen Beziehungen legen. Die meisten haben an deutschsprachigen Universitäten studiert. Die Bilder ihrer deutschen Lehrer hängen an den Wänden ihrer Studierzimmer“. Prof. Freyer schliesst seine höchst beachtenswerten Ausführungen mit einem Blick auf die Gegenwartslage: in Ungarn darf heute — heisst es in seinem Aufsatz — „mit einem sehr lebhaften Interesse für alle Bestrebungen und Leistungen des gegenwärtigen Deutschlands gerechnet werden, für die wissenschaftlichen und künstlerischen ebenso, wie für die staatlichen, militärischen und wirtschaftlichen. Dafür bürgt der starke Einschlag deutschen Bildungsgutes, der aus der ungarischen Geistesgeschichte nicht wegzudenken ist. Und dafür bürgt die ständig zunehmende Einsicht, dass die Zusammenarbeit mit Deutschland für Ungarn den Weg ins neue Europa bedeutet“.

Ungarn in der Mitte des europäischen Geschehens. Der deutsche Publizist Harald Boeckmann fasst in mehreren deutschen Tageszeitungen (*Bodensee-Rundschau*, Konstanz, 30. Dez. 1940., *Thüringische Tageszeitung*, Hildburghausen, 31. Dez. 1940., *Braunschweiger Tageszeitung*, Braunschweig, 1. Jan. 1941., *Mährisch-Schlesische Landeszeitung*, Mährisch-Ostrau, 1. Jan.

1941.) seine ersten Eindrücke über Ungarn zusammen. „Das Jahr 1940. wird für Ungarn als eines der stolzesten in seine bewegte Geschichte eingehen“ — so beginnt Verf. seine sachlichen und von ernstem Verantwortungsgefühl zeugenden Ausführungen, und fährt dann fort: „mit der Unterzeichnung des Wiener Zusatzprotokolls wollte Ungarn nicht nur seinen Dank für die jüngste grosszügige Unterstützung der Achsenmächte abstellen, sondern auch seinen Anteil an dem im Entstehen begriffenen neuen Kontinental-Europa durch tatkräftige Mitarbeit nehmen. Damit wollte der Donaustaat zugleich seine alte Mission wieder aufnehmen, nämlich die Brücke zu schlagen zwischen dem Südosten und Mitteleuropa. Diese Mittlerrolle hat die Geschichte dem Volk im Karpathenbecken zweifellos aufgetragen... Der Kampf, den das umherschweifende Reitervolk dauernd führen musste, sollte auch nach seiner Sesshaftmachung sein ständiger Begleiter sein. Das Land, das den Magyaren zur Heimat wurde, liegt so sehr in der Mitte des europäischen Geschehens, dass ihm keine Auseinandersetzung mit den Nachbarvölkern erspart blieb. Ungarn trafen stets zuerst die von Osten kommenden Völkerstürme. Gemeinsam mit dem deutschen Volk gab es für das übrige Europa den Wall ab gegen Türken und Tataren. Aus dieser gemeinsamen Mission lassen sich die tiefen Bindungen zwischen Deutschland und Ungarn ableiten“.

Vielgesichtige Stadt am Strom.

Unter diesem Titel entwirft Dr. Franz Riedl in der *Berliner Börsen-Zeitung* (16. Febr. 1941.) ein lebensvolles Bild der ungarischen Hauptstadt, das auch von dem *Hannoverschen Kurier* (20. Febr.), der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung* (23. Febr.) und dem *Stuttgarter Neuen Tageblatt* (2. März) übernommen wurde. Budapest liegt genau in der Mitte

zwischen dem Ursprung der Donau im Schwarzwald und ihrer Mündung ins Schwarze Meer. „Königin der Donau genannt, ist sie keineswegs lediglich die Stadt der Bäder und die Stadt vergnügter Lebenslust. Budapest ist vielgestaltiger und reicher, als die Reklame der Fremdenverkehrsämter ahnen lässt.“ Klotzig und dräuend erhebt sich der Blocksberg auf der Ofner Seite, „gleichsam ein Symbol der Natur für die einsame, unwitterte Lage des turanischen Magyarenvolkes inmitten der europäischen Völkerfamilie. Wenn man von diesem Berg den Blick schweifen lässt, dann sieht man, dass Budapest als Stadt vom Dreiklang des Donaustromes, der ungarischen Tiefebene und des Ofner Berglandes bestimmt ist, dass es innig mit der Natur verwachsen ist, und die Natur gewaltiger und schöner als Menschenhand diese Stadt geprägt hat. Und bei längerem Verweilen zeigen sich die Jahresringe von Ofen und Pest, die zu Budapest zusammenwachsen, treten die Spuren der römischen, deutschen, türkischen und magyarischen Vergangenheit hervor und heben sich deutlich von der weltstädtischen Fassade der Jahrhundertwende aus dem überquellenden Hinausstreben der Stadt in die Ebene und in die Berge.“ Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Ausführungen des Verfassers in dem Abschnitt „Besinnung auf das eigene Wesen“. Ein Grossteil der Einwohner Budapest hat noch enge familiäre Bindungen zum Lande. „Der Rhythmus des Dorfes schwingt noch in den meisten Familien fühlbar mit. Budapest ist nicht Ungarn, bei aller Vielfalt schöpft es die Reichhaltigkeit Ungarns nicht aus; aber Budapest verwächst immer inniger mit dem Lande, das ein Jahrhundert lang so viel getan hat, um seine Hauptstadt zu einem Schmuckkästchen zu machen.“ Sehr interessant ist, wie Verfasser den Budapester Bürger kennzeichnet: „Der Budapester,

soweit er nicht einer verspiesserten Bürgerschicht angehört, ist bildungshungrig. Er lernt Sprachen, liest viel... geht gern ins Theater und in Konzerte... in der letzten Zeit wächst allerdings und bekommt auch das Übergewicht die Anteilnahme am Leben und Schaffen der Nachbarvölker... Dem magyarischen Element in Budapest wird eigentlich erst jetzt nach und nach die Bahn frei... was vor einem Jahrhundert Graf *Széchenyi* von Ungarn sagte, kann man auf Budapest abwandeln: Budapest war nicht, Budapest wird sein“.

Die Deutsche Zeitung zur Eröffnung des Deutschen Wissenschaftlichen Institutes in Budapest.

Die von Dr. Franz *Basch* herausgegebene *Deutsche Zeitung* begrüsst in ihrem Leitartikel vom 11. Febr. die Eröffnung des *Deutschen Wissenschaftlichen Institutes in Budapest* mit lebhafter Freude. Nach einer warmen Würdigung der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn in der Vergangenheit weist der Artikel auf die Mittlerrolle der Deutschen in Ungarn hin und schliesst mit folgenden beachtenswerten Sätzen: „Wenn nun die geistig-kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn eine neuere und sichtbare Vertiefung erfahren sollen, und die Vertreter des auch geistig-kulturellen neuen Deutschen Reiches und des nationalsozialistischen deutschen Volkes hier eingetroffen sind, so können die Deutschen Ungarns, die sich in niemals wankender Treue zum Schicksal der deutschen Volksgemeinschaft unter Führung *Adolf Hitlers* bekennen, nichts sehnlicher wünschen, als dass sie, als getreue Söhne ihres ungarischen Vaterlandes auch weiter Mittler zwischen Deutschland und Ungarn sein dürfen. Daher ist unser Gruss ein Bekenntnis zur Tat, die Bereitschaft: Brücke zu sein zwi-

schen Mutter- und Vaterland, zwischen ungarischem Staatsvolk und deutscher Volksgemeinschaft.“

Prof. Dr. Richard Huss †. Einen schmerzvollen Verlust erlitt die Deutschforschung in Ungarn durch den jähen Heimgang des verdienstvollen Professors an der Universität Debrecen *Dr. Richard Huss*. Er war ein wahrer, gerader und edler Charakter, der selbst von seinen Gegnern hochgeschätzt wurde. Als Forscher war er in einer Reihe von ernstesten Arbeiten bemüht Herkunft und Mundart vor allem seiner engeren Heimat, des Sachsenbodens in Siebenbürgen zu klären. Auch wir wollen sein Andenken, das Andenken des Kämpfers und Dleners einer Idee stets treu bewahren.

N. S. Germania. Dies ist der Titel des stattlichen Bandes von *Johann Lovass*, dem Mitarbeiter der halbamtlichen Tageszeitungen *Függetlenség* und *Új Magyar-ság*, das, vor anderthalb Jahren erschienen, nun bereits in vierter Auflage vorliegt (Verlag *Magyar Géníusz*). Das Werk zeichnet sich in der Reihe der ungarischen Schriften über das nationalsozialistische Deutschland, die nun bereits eine kleine Bücherei bilden, sowohl durch seinen Umfang (350 Seiten!), als auch durch seine Gründlichkeit, Vielseitigkeit und überlegene Stoffbeherrschung weithin aus. *Lovass* lebte mehrere Jahre im nationalsozialistischen Deutschland, und hatte somit Gelegenheit Werk- und Festtage von Tausenden und Zehntausenden mitzuerleben, ihr Schicksal zu teilen, in ihre Freuden und Leiden Einblick zu gewinnen. Auf Grund eigener Erlebnisse erhalten wir hier lebensvolle Bilder aus den Städten Berlin, Hamburg, Lübeck, Hannover, Magdeburg, Essen, Düsseldorf, Köln, Aachen, Ludwigshafen, Mannheim, Frankfurt a. M., Stuttgart, Ulm, München, Nürnberg und Danzig. Eingehend werden in

dem Werk behandelt das Verhältnis zwischen Staat und Partei, Parteigerichtbarkeit, Propaganda und Erziehung, Jugendfrage, Heereswesen, Sport, Organe der nationalsozialistischen Wirtschaft, insbesondere der Landwirtschaft, der Volkswohlfahrt, die Religions-, Kolonialfrage, sowie die Organisationen im Auslande. Das Buch von Lovass gilt heute bereits als geschichtliches Dokument: es ist das wertbeständigste Werk über die wundervolle Aufbauarbeit des nationalsozialistischen Deutschlands in ungarischer Sprache. Und es ist zugleich das bedeutendste Werk des politischen Schrifttums in Ungarn in den Jahren 1933—39, soweit sich dieses Deutschland und Lebensfragen des Deutschtums zuwandte.

Blitzkrieg mit Fallschirmen.

Die bekannte ungarische Berichterstatlerin und Mitarbeiterin des Tageblattes *Új Magyarország*, Ella von Megyery, veröffentlichte unter diesem Titel ihre Eindrücke über das von Deutschen besetzte Holland, Belgien und Dänemark, deren Besuch ihr durch die Zuvorkommenheit der deutschen Heeresleitung schon im August 1940 ermöglicht wurde (Stádium-Verlag). Es ist bereits das dritte Werk, in dem Verfasserin die überwältigenden Leistungen der Armee des nationalsozialistischen Deutschlands würdigt: ihr erstes Buch handelt über den Siegeszug der deutschen Truppen in Spanien, das zweite über den Feldzug in Polen. In ernster und sachlicher Weise geben diese Bücher nicht nur Vorgänge der äusseren Kriegsgeschichte wieder, sondern kennzeichnen auch die gewaltige innere Umwälzung, die in der Seele der Bevölkerung der von deutschen Truppen besetzten Gebieten vor sich geht. „Nicht nur Häuser stürzten im Westen zusammen“ — heisst es in dem neuesten Werk der Verfasserin —, „sondern auch die alten Lebensformen.

Im Westen ist die Lage wahrlich nicht unverändert. Nicht nur was Menschenhand geschaffen hat, wurde zunichte, sondern zugleich jede Idee, jeder Gedanke und jedes Ziel, zu dem sich der Westen bisher bekannte.“

Ungarnheft der Dame. Die bekannte deutsche Zweiwochenschrift *Die Dame* gab als erstes Märzheft 1941 eine Sondernummer über Ungarn heraus, die sowohl ihrem vielseitigen und reichhaltigen Inhalte, als auch der kunstvollen Ausstattung nach unter sämtlichen bisher erschienenen Ungarnheften ausländischer Zeitschriften beispieldastet. Von den Beiträgen des Heftes seien vor allem zwei Aufsätze von Prof. Julius v. Farkas über den Reichsverweser und über ungarische Dichtung genannt; Prof. Farkas gibt hier eine feinsinnige Deutung der neuen ungarischen Dichter A. Ady, M. Babits und S. Móricz und verweist auf die reichen Entwicklungsmöglichkeiten in der ungarischen volkhafte Dichtung der Gegenwart. Auch die Novellen von M. Jókai: *Quadrille*, und S. Móricz: *Das ersparte Haus*, werden bei den deutschen Lesern gewiss warmes Interesse finden. Was sonst in dem wundervollen Heft geboten wird, kann nur flüchtig angedeutet werden: Aufsätze über Budapester Mode und Theater, über ungarische Gastlichkeit und Küche und vor allem ein Bildermaterial, das von feinstem Geschmack und tiefem Verständnis für ungarische Eigenart zeugt.

Ungarnnummer des Belgrader Echo. Anlässlich des Besuches von Kultus- und Unterrichtsminister Dr. Bálint Hóman in Belgrad und des jugoslawischen Aussenministers *Cincar-Marković* in Budapest gab die deutschsprachige jugoslawische Wochenzeitung *Belgrader Echo* (27. Februar 1941) eine Ungarnnummer heraus, in der in mehreren Aufsätzen auf die Bedeutung

der gegenseitigen Besuche führender Staatsmänner für die Vertiefung der Freundschaft beider Nationen hingewiesen wird.

Südslawische Erzähler in ungarischer Übersetzung. Wohl zeigte das Verhältnis zwischen Ungarn und den Nachbarvölkern in den letzten 20 Jahren auf politischem Gebiete manche Schwankungen; mit umso grösserem Interesse wandte sich dagegen die ungarische Öffentlichkeit stets dem Kulturleben seiner Nachbarn, besonders dem der Südslawen zu. Dieses Interesse gibt sich nun, da die politischen Annäherungsversuche von Erfolg gekrönt wurden, auch auf dem Büchermarkte stark kund. So kam es, dass drei Vorkämpfer des kulturellen Zusammengehens von Jugoslawien und Ungarn Zoltán Csuka, Ladislaus Hadrovics und Augustin Pével drei Erzählungsbände von Milos Crnjanski, Slavko Kolar und Ivan Čankar ins Ungarische übersetzten; sie erschienen jetzt im Verlag der Kön. Ung. Universitätsdruckerei in Budapest. Bei der Herausgabe südslawischer Erzähler knüpfte die Universitätsdruckerei in Budapest an eine Jahrhunderte alte Überlieferung an, war es doch gerade diese Druckerei, die zu Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sämtliche Drucke in serbischer Sprache herstellte. Durch sie zunächst wurde die ungarische Hauptstadt zum wichtigsten Mittelpunkt in der Entwicklung der modernen südslawischen Literatur. Die Universitätsdruckerei in Budapest bereitet ausser den schon erschienenen Werken noch die Ausgabe von weiteren neun Bänden südslawischer Dichtungen vor. Die drei ersten Bände der Reihe kamen gerade in den Tagen heraus, als der jugoslawische Aussenminister in der ungarischen Hauptstadt zu Besuch war, so dass er sie als Gastgeschenk seines un-

garischen Kollegen in Empfang nehmen konnte.

Die Siebenbürgische Frage. In der von Emerich Lukinich geleiteten *Ostmittleuropäischen Bibliothek* erschien unter diesem Titel (Budapest, 1940. Verlag des Osteuropa-Instituts an der Budapester Peter Pázmány-Universität) ein umfangreicher Band, der *Studien aus der Vergangenheit und Gegenwart Siebenbürgens* von den besten wissenschaftlichen Forschern der siebenbürgischen Frage enthält. Es würde den Rahmen dieser bescheidenen Anzeige sprengen, wenn wir die einzelnen Beiträge des Bandes eingehend würdigen wollten. Besonders hervorgehoben seien aus dem Inhalt die Arbeit von Ludwig Tamás: *Die Vorgeschichte der Entwicklung des rumänischen Volkes und seiner Sprache*, die Studie von Zsombor von Szász: *Die Entstehung Grossrumäniens*, die *Geographische und statistische Übersicht Grossrumäniens* von Andreas Rónai, sowie seine Abhandlung über *Die Wirtschaftslage Rumäniens und Siebenbürgens*. Weitere Beiträge lieferten zum reichhaltigen Bande Eugen Darkó, Nikolaus Mester und Ladislaus Fritz.

Eine neue Übersetzung der Tragödie des Menschen von Emerich Madách gab die verdienstvolle Mitarbeiterin unserer Zeitschrift, die feinsinnige Übersetzerin Elsa Reitter Podhradszky im Eigenverlag heraus. Die Übersetzung zeichnet sich den bisherigen Übertragungen der ungarischen Dichtung gegenüber durch strengere Treue aus, und zeugt von einer innigen und verständnisvollen Vertiefung in das Werk des Dichters. Wir können die Übersetzung der Frau Reitter Podhradszky als die beste Verdeutschung der dramatischen Dichtung Madáchs, die uns bekannt ist, aufs wärmste empfehlen.

Altungarische Bücher der Ungarischen Nationalbibliothek in Halle a. d. Saale. Eine sorgfältige, philologisch zuverlässige bibliographische Zusammenstellung der Ungarischen Bibliothek in Halle veröffentlicht unter diesem Titel Dr. Michael *Bucsay* (Budapest, 1941). In der Einleitung gibt Verf. in deutscher und ungarischer Sprache eine gute Übersicht über die Geschichte der Hallenser Bibliothek und über die verschiedenen Sammlungen, die in ihr aufgingen. Sodann folgt das Verzeichnis, dessen Gebrauch auch durch ein gutes Register erleichtert wird.

Das Heft erschien in der vom Verf. herausgegebenen *Bibliothek des Protestantismus im mittleren Donauraum*, in der in zwei Heften auch ein Verzeichnis des *Evangelisch-Theologischen Schrifttums in Ungarn* nach Sachgruppen geordnet vorliegt. Wie aus den bisher erschienenen Rezensionen hervorgeht, fanden die Hefte in Deutschland eine sehr gute Aufnahme.

Alltagsleben in Gesprächen. Unter diesem Titel veröffentlichte die tüchtige Deutschlehrerin *Helene Maria Raj* ein deutsches Sprachbuch in Gesprächen (Pantheon-Verlag, Budapest), das sich vor allem zum Privatstudium sehr gut eignet. Neben den lebendigen Gesprächen des Büchleins, die den wichtigsten praktischen Wortschatz des Alltagslebens in gefälliger Form vermitteln, verdienen jene Teile erhöhte Aufmerksamkeit, in denen in leichter, unterhaltender Weise den Schülern die wichtigsten Kenntnisse über deutsche Dichtung beigebracht werden.

Ungarischer Dichter über die Leipziger Messe. Der bekannte ungarische Dichter *Lorenz Szabó*, der Gelegenheit hatte, die Leipziger Frühjahrmesse zu besuchen, gibt seine Eindrücke in dem halbamtlichen Blatte

Magyarország (6., 7. und 9. März 1941) in einer farbenfrohen, dichterisch schwungvollen Aufsatzreihe wieder.

Die Wiener Messe — ein Wunder der deutscher Kraft. Dies ist der Leitgedanke des schwungvollen Leitartikels, in dem *Paul Szvatkó*, Hauptschriftleiter des halbamtlichen Tageblattes *Magyarország* (Abendblatt 13. März 1941) über seinen Besuch der Wiener Messe berichtet. Diese grosszügige Schau deutscher Schaffenskraft — heisst es in dem Leitartikel — zeigt die praktische Durchführung der wohlgedachten Absicht des Reiches, Südosteuropa nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich und kulturell für den Gedanken der Zusammenarbeit mit Deutschland zu gewinnen. Die Wiener Messe soll den Erweis bringen, dass diese Zusammenarbeit keine aktuelle Forderung des Krieges, keine kurzfristige Angelegenheit, sondern das grundlegende Programm der kommenden Friedensjahre, ein langfristiges, organisches Zusammengehen sei, das für die südosteuropäischen Staaten gleichsam die einzige Lebensmöglichkeit bedeutet. Besonders geeignet ist zur Darstellung dieser Zusammenarbeit des Reiches mit Südosteuropa die Stadt Wien, die sowohl durch ihre Lage, als auch durch ihre Verkehrslinien seit je her dazu berufen war, sich zunächst dem Südosten zuzuwenden. Die Wiener Messe — meint Verfasser — sei wieder ein Wunder der promethischen deutschen Kraft und Kampfbereitschaft, ein Werk von fast übermenschlichem Ausmass, das gewiss von zwingender Wirkung sein wird.

Die Lage des Bauerntums in Deutschland. Einen lehrreichen und sachlich gehaltenen Aufsatz veröffentlicht unter diesem Titel der ungarische Agrarpolitiker *Matthias Matolcsy* in

der Zeitung *Pesti Újság* (13. März 1941). Verfasser behandelt eingehend die Fragen der Bodenverteilung, Erzeugung und Besteuerung, und würdigt dann die grosszügige Siedlungsaktion in den östlichen Gebieten.

Ungarns Privatrechtsgesetzbuch.

Die unlängst erschienene amtliche deutsche Übersetzung des ungarischen Privatrechtsgesetzbuches würdigt in einem umfangreichen Aufsatz Prof. Dr. Theodor Süss in dem Märzheft der *Zeitschrift der Akademie für deutsches Recht*. Wir dürfen unsere Leser darauf aufmerksam machen, dass über diese höchst wichtige Veröffentlichung auch in dem nächsten Heft unserer Zeitschrift ein Aufsatz von sachkundiger Seite erscheinen wird.

Deutsch-Ungarische Kulturar-

beit in Raab (Győr). Die *Dr. Kovách Pál Literarisch-Kulturelle Gesellschaft* in Raab (Győr) unter der Leitung des geschäftsführenden Präsidenten Franz von Torkos, veranstaltete am 8. Dez. 1940 im grossen Saale des Rathauses eine Festsitzung im Zeichen der ungarisch-deutschen Kulturfreundschaft. In Vertretung des Gesandten des Deutschen Reiches in Budapest Dr. Otto von Erdmannsdorff beteiligte sich an der Feier Legationssekretär Karl Frahne, Reichstagsabgeordneter Valér Fricke vertrat die Ungarisch-Deutsche Gesellschaft in Budapest. Den lebhaftesten Anteil an der Feier aber nahm die Einwohnerschaft der Stadt, die mit dem Stadtkommandanten, General vitéz Gustav von Hennyey und Bürgermeister Eugen Koller an der Spitze den grossen Rathaussaal überfüllte. Im Rahmen der Festsitzung las *Erzherzog vitéz Dr. Josef Franz* aus eigenen Gedichten vor, Ministerialsektionschef Dr. Ernst Traeger Übersetzungen deutscher Dichtungen, Stefan Kuszák eine Folge

ungarischer Gedichte. Dann folgte ein reichhaltiges musikalisches Programm.

Die *Dr. Kovách Pál Literarisch-Kulturelle Gesellschaft* ist schon seit mehreren Jahren bestrebt die kulturelle Annäherung zwischen Deutschland und Ungarn zu fördern. In den Sitzungsprogrammen der Gesellschaft finden wir 1937 eine Vorlesung über *Arbeitsfreude und Arbeitsdienst in Deutschland* von Ludwig Péter, 1938 einen Vortrag über *Die Lehren der Wiedergeburt des Deutschen Reiches* vom geschäftsführenden Präsidenten Franz von Torkos, 1939 über den *Kameradschaftsgeist des deutschen und ungarischen Soldatentums* von Feldmarschalleutnant d. D. vitéz Alexander von Mátyás. Die rege Tätigkeit der Gesellschaft, die in Stadt und Komitat zunehmendes Verständnis findet, verdient alle Anerkennung.

Kolonialbestrebungen der Ach-

senmächte. Mit diesem Thema befasst sich ein Aufsatz des Sekretärs der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft Dr. Elemér von Buócz in der *Zeitschrift Külügyi Szemle* (März 1941). In dem auf Deutschland bezüglichen Teil des Aufsatzes behandelt Verfasser Geschichte und wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Kolonisationen vor dem Kriege und weist sodann auf die Folgen des Gewaltdiktates von Versailles hin. Das nationalsozialistische Deutschland — heisst es in dem Aufsatz — wendet sich wieder mit erhöhter Aufmerksamkeit den Kolonialfragen zu; hiefür zeugen die rege Tätigkeit des Reichskolonialbundes, der Kolonialschulen, sowie die Sorgfalt, die der Ausbildung von Kolonialbeamten, Kolonialärzten und der Kolonialarmee gewidmet wird. Schliesslich deutet Verfasser die grosszügigen Entwürfe der deutschen Technik zur wirtschaftlichen Nutzbarmachung der Wasser-, Wind- und Wärmeenergien Afrikas an.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT

Der Präsident der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft über die deutsch-ungarische Zusammenarbeit.

Die *Deutsche Zeitung* in Budapest, das „Organ der deutschen Volksgruppe in Ungarn“ veröffentlichte am 15. März an führender Stelle eine Unterredung des Schriftleiters mit Andreas von Tasnádi Nagy über grundsätzliche Fragen deutsch-ungarischer Zusammenarbeit. Wir heben aus der Erklärung unseres Präsidenten, die gewiss auch in der Öffentlichkeit des Reiches Beachtung finden wird, folgende bedeutende Sätze hervor: „Die deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen müssen umfassend sein und im richtigen Verhältnis zu einander stehen. Umfassend heisst, dass sie sich auf alle Zweige der Kultur erstrecken müssen, denn nur dadurch kann ein Volk das andere vollkommen und richtig verstehen. Werden einige Kulturzweige vernachlässigt, ergibt sich ein mangelhaftes und falsches Bild. Die Forderung der Verhältnismässigkeit hingegen bedeutet, dass der Kulturaustausch auf einem Gebiet nicht übersteigert, noch auf einem anderen vernachlässigt werden darf. Wir müssen beim beiderseitigen Kulturaustausch jeweils auf die inneren Verhältnisse des Landes, auf den Reichtum an kulturellen Gütern des die Kulturwirkung anregenden Gebers und auf die kulturelle Eigenart und den Bedarf jenes Volkes auf das sich die Kulturwirkung erstreckt, Rücksicht nehmen. Nur auf dieser Grundlage kann sich aus der kulturellen Fühlungnahme zweier Völker eine gesunde und dauerhafte Freundschaft entwickeln.“

Es ist wünschenswert, dass die Jugend beider Länder in grösserem Ausmass an der Verwirklichung der kulturellen Zusammenarbeit teilhabe. Dies gibt der Gegenwart Schwung und sichert die Zukunft unserer Bestrebungen. Aus dieser Einsicht heraus entstand die Jugendgruppe der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft und deshalb fördert unsere Gesellschaft den Dozentenaustausch. So werden im Mai d. J. 40 junge deutsche Dozenten zu einem mehrwöchigen Aufenthalt nach Budapest kommen und im Herbst wird eine gleichgrosse Dozentengruppe nach Deutschland fahren. Und diese Arbeit wird sich nicht nur auf die Universitäten beschränken.

Die Arbeit der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft erstreckt sich mit der Zentrale von Budapest auf das ganze Land. Überall haben wir Mitglieder — auch im befreiten Nord-Siebenbürgen —, die wir durch unsere Rundschreiben und durch unsere Zeitschrift über die Arbeit und Bestrebungen unserer Gesellschaft ständig unterrichten. An unseren Budapester Zusammenkünften können sie verständlicherweise nur selten teilnehmen. Unsere enge Verbindung mit ihnen kommt auch darin zum Ausdruck, dass sie am Empfang jener deutschen Gäste teilnehmen, die sich in die Provinz begeben um Ungarn kennenzulernen. Sie bereiten das ungarische Publikum für Vorträge vor, die in den Rahmen unserer Gesellschaft fallen. Übrigens trägt sich die Gesellschaft mit dem Gedanken Zweigstellen in der Provinz zu errichten.“

Die Aufnahme deutscher Denker in Ungarn. Von <i>Béla Pukánszky</i>	193
Anfänge der germanischen Kunstentwicklung. Von <i>Nándor Fettich</i> (mit 3 Tafeln)	208
Die Faust-Illustrationen Michael Zichys. Von <i>Edith Hoffmann</i> (mit 2 Bildern)	219
Bulgarien und die Ungarn. Von <i>vitéz Iván Nagy</i>	225
Der sechzigjährige <i>Béla Bartók</i> (mit Bildnis) Von <i>Lily Berg</i> ..	232
Altungarische Haustiere (mit 4 Bildern) Von <i>Béla von Hankó</i> ..	238
Auf neuen Wassern. Gedicht von <i>Andreas Ady</i> , übersetzt von Friedrich Lám	246
Nietzsche. Gedicht von <i>Gyula Juhász</i> , übersetzt von Friedrich Lám	247
Rundschau	
Begegnung der Völker. — Ungarn in der Mitte des europäischen Geschehens. — Vielgesichtige Stadt am Strom. — Die Deutsche Zeitung zur Eröffnung des Deutschen Wissenschaftlichen Institutes in Budapest. — Prof. Dr. Richard Huss. † — N. S. Germania. — Blitzkrieg mit Fallschirmen. — Ungarnheft der Dame. — Ungarnnummer des Belgrader Echo. — Südslawische Erzähler in ungarischer Übersetzung. — Die Siebenbürgische Frage. — Eine neue Übersetzung der Tragödie des Menschen. — Altungarische Bücher der Ungarischen Nationalbibliothek in Halle a./S. — Alltagsleben in Gesprächen. — Ungarischer Dichter über die Leipziger Messe. — Die Wiener Messe — ein Wunder deutscher Kraft. — Die Lage des Bauerntums in Deutschland. — Ungarns Privatrechtsgesetzbuch. — Deutsch—ungarische Kulturarbeit in Raab (Győr). — Kolonialbestrebungen der Achsenmächte	
Ungarisch—Deutsche Gesellschaft	255

MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. *Béla Pukánszky*, a. o. Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Kön. Ung. Peter Pázmány-Universität in Budapest, Schriftleiter der Zeitschrift UNGARN. Wichtigere Veröffentlichungen in deutscher Sprache: „Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn“ (Münster i. W. 1931.) — „Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn 1848—1918“ (Wien und Leipzig, 1933.) — „Deutscher Literatureinfluss in Ungarn“ (Dresden 1935.)

Dr. *Nándor Fettich*, Hauptkonservator am Ungarischen Nationalmuseum in Budapest. Bedeutendere Veröffentlichungen in deutscher Sprache: „Bronzeguss und Nomadenkunst“ (Prag. 1929.) — „Der zweite Schatz von Szilágyosmlyó“ (Budapest, 1932.) — „Metallkunst der landnehmenden Ungarn“. Bd. I—II. (Budapest, 1935.)

Dr. *Edith Hoffmann*, Direktor am Museum der Bildenden Künste in Budapest. Wichtigere Veröffentlichungen in deutscher Sprache: „Der künstlerische Schmuck der Corvin—Codices“ (Belvedere, 1926.) — „Die Bücher Ludwigs des Grossen und die Ungarische Bilderchronik“ (Zentralblatt für Bibliothekswesen, 1936.) — „Pressburg im Mittelalter“ (Südostdeutsche Forschungen 1938.)

Dr. *vitéz Iván Nagy*, Sektionsrat im kön. ung. Unterrichtsministerium.

Lily Berg, Pianistin.

Dr. *Béla von Hankó*, o. ö. Professor für systematische Zoologie an der Kön. Ung. Franz Josefs-Universität in Klausenburg (Kolozsvár), gewesener Direktor des Kön. Ung. Forschungsinstitutes für Biologie am Plattensee. Verfasser mehrerer Schriften zur Hydrobiologie, vorzüglicher Erforscher der alten ungarischen Haustierrassen.

UNSERE DICHTER :

Andreas Ady, (1877—1919), der grösste Dichter des modernen Ungarn.

Gyula Juhász, (1883—1937), bedeutender impressionistischer Lyriker mit stark pessimistischem Einschlag ; Dichter der Stadt Szeged und des Ungarischen Tieflandes.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—
4. *Hóman B.*: Német-magyar sorsközösség. 1941 1 P.—

